

1928

Lieber Erwin Wittstock

Wenn ich jetzt einen Brief an Dich richte, geschieht es nicht, um Deine Abneigung gegen das Briefschreiben durch ein aufmunterndes Beispiel zu bekämpfen oder gar im Angesicht der Öffentlichkeit - so hohe ~~anne~~ Worte bringt das Metier mit sich - Dein Lob zu singen und durch den freundschaftlichen Ton selbst ein wenig daran zu schmarotzen, weil Offene Briefe der Anerkennung eine Angelegenheit zwischen hochverdienten Männern zu sein pflegen.

Nein, es ist ein Schwächezeichen, daß ich diesen Brief schreibe. Da hast Du einen prächtigen Novellenband¹⁾ veröffentlicht; ich wollte ihn

Figur { *Petit* 1) Zinneborn, Geschichten aus Siebenbürgen. Verlag der Krafft und Drottleff A.G., Hermannstadt 1927. - Drei Geschichten des Bandes wurden zuerst im Klingsor veröffentlicht.

ernsthaft besprechen, wie wenn Du mir niemals zwischen Rauch und Wein fabelhafte Ausschneiderelen vorgelegt hättest, über die ich noch in der Grube lachen werde. Ich kann den Rauch und Deine Worte nicht vergessen, die schwingen nach, schwingen auch in Dein Buch hinein, das ganz hoch über der lustigen Laune vom Ernst des Schicksals durchkulet ist. Aber ein Wesensteil in beidem: im stundenlangen Phantastieren beim Wein und in diesem reifen Trank, den viele kosten mögen, ist mir so lieb geworden, damals im leichten Gespräch, daß ich ihn nun in der vollen Schwere des gedichteten Wortes nicht kühl bewerten kann: er heißt Heimat, Erde, Land. Darum der Brief. Über Dinge, erlebt in Deiner eigentümlichen Weise durch Dich von Mensch zu Mensch, schreibe ich bloß einen Brief.

Du kennst Dorf und Bauer, weil Du siebenbürgisches Dorf und Volk kennst. Aber nicht weil Du sie kennst, kannst Du sie gestalthaft schildern. Das kommt von hier her aus dem Erlebnis der Heimat, das sich in diesen Figuren entlöst — sonst müßte es in einem Gedicht sich ausformen. Du hast, nebenbei gesagt, das Zeug, das Dichter haben müssen — nebenbei, denn es ist hierzulande oft so, daß Kenntnisse oder Absichten zum Dichten verführen und Lob ernten. Also nebenbei, denn ich spreche über wirkliche Dichtungen, die nur der dazu Geborene schreibt. Wozu rede ich über Selbstverständlichkeiten!

Was der Dichter schreibt und wodurch er dazu bewogen wird, das bestimmen Erlebnisse. Und ist er Dichter, wird er in den gestalteten Verhältnissen wieder mehr als nur diese schildern. — Verzeih mir diese Abschweifung. Du bist so sehr das Gegenteil eines Theoretikers im Schaffen, daß Du, einst eine Zierde des Gymnasiums, Dein Deutsch unbekümmert um das Geseß fügst und in treuer Heimatliebe manchen Sprachunsinn wie „ausgekühlte Speisen“, „rückwärtiger Teil des Gartens“ und hundert andere bloß im siebenbürgischen Hatterldeutsch verständliche Sachen schreibst ohne es zu bemerken. Das ist auch das einzige billige und unnötige Zeichen siebenbürgischer Erdhaftigkeit. Streich es weg. — Doch nicht über dies wollte ich sprechen, auch nicht darüber, daß zehn Zeilen genügen, um die Lebensechtheit, und nicht nur die stoffliche, Deiner Geschichten zu spüren — höchstens die Novelle „Der Schrank“ entbehrt sie, weil sie gleich der sprachlichen Heimatlümelei nachgeahmte und nicht gedichtete Wirklichkeit ist. Dies will ich Dir sagen: Du hast in strenger Bedingtheit durch unser Land siebenbürgische Gestalten und Begebnisse ins gültig Unprovinzielle gehoben. Du hast, was so wenigen glückt, ein geistiges Thema, das

aus Deinen Pastorenahmen in Dir predikantisch weiterspunkt, umgekehrt in Epik und es aufgelöst ins Leben. Jede Deiner Gestalten ist ein kleiner Vers aus der Volkskunde, aber ein Vers, der sich für jeden Menschen reimt. Wissen um Sitte, Volkscharakter und Bauernhumor ist erlernbar. Dein Bilderbuch hat keine Fußnoten und Erläuterungen. Da ist alles wundervoll gewachsen. Selbst die Tendenz in der Geschichte der Maio ist nur wie ein Sprichwort, das ein grauhaariger Bauer altbacken weise im Munde führt. Mitunter schwellen die Nebendinge über den Zug der Erzählung, aber man verweilt gerne. Da sind Gestalten wie der Amerikaner, Onkel Kriva, Petrus Vihki, Joachim, Gabbeln Tin, vollendet gezeichnet, rund, voll gesehen. Keine Frauengestalt aber ist in diesem urfächsischen Buch so endgültig einprägsam und klar ausgeführt — Symptom dafür, wie wenig die Frau handelnd bei uns hervortritt, wie selten sie Persönlichkeit wird. Das Zeillose in der Zeit, das allgemein Menschliche im Einzelfall, das Volkhafte in der Begebenheit, das Leben im Verrufen und die Veredelung der Tendenz durch die Stimmung und all dies zusammengefaßt durch einen Stil des Erzählens und Erlebens, der Wahrheit, der überlegenen Lebenslust, die Humor und Ernst verteilen kann in temperamentvoller Sachlichkeit, und dazu ein Schutz allfränkischen Respekts vor sächsischen Amtspersonen¹⁾: das bist Du, Freund. Noch kein vollendeter Meister, aber was sagte ich eben so nebenbei, du seist ein Dichter! Über selbstverständliche Voraussetzungen wollte ich nicht reden. Worüber denn? Das Wie ist auch der Dichter, das Was ebenso und wolltest Du meinen Rat bezüglich der siebenbürgischen Sprachhudelei befolgen — dann möchte ich Dir noch zuhören, selbst wenn ich, wie Dein alter Erner hundertjährig die große Sandschaukel ans laube Ohr heben müßte. — Dein

Heinrich Zille

Kpf 1/1928, Seite 49-21

¹⁾ Die werden Dich händeln dafür: auf einmal wirst Du im Arähwinkler Landsturm Augsburgischen Bekenntnisses als Fiehrer-Wittstock eingereiht sein. Dann veröffentliche ich deine bespektierten Withe!

Das Ende des „Pfarrhauses“

Von Heinrich Zillich

Seit Jahrzehnten und weiter in die Vergangenheit hinein bis in die Zeit der soldatischen Tugend unserer Vorfahren ist der Pfarrer unser Volksführer, der Pfarrer mit umfassender Bildung, der aus dem Pfarrhaus hervorsticht, aus gesicherten patriarchalischen Verhältnissen, getragen von einer ausgeglichenen Stetigkeit der Umgebung, von der Achtung des Bauers, von der an Wissen und Bildung im Durchschnitt unterlegenen Stadtbevölkerung. Seitdem aber der Bauer durch neue eindringende Arbeitsverfahren, durch Maschinen und Vereine zum Überlegenden, nicht bloß nach Überlieferungen schaffenden Menschen wurde, in den Städten der äußerliche Fortschritt der Zeit geistig beweglichere Schichten bildete, das Einkommen des Pfarrers überdies sank, sank nicht nur seine Geltung, sondern auch seine Führerbedeutung. Er war nicht mehr der überlegene Herr, geistig durch sein Amt schon den wenigen Gebildeten überstellt, er war ein Akademiker, dessen

Kultur im Gefühl des Volkes nachwirkte, in der Tatsächlichkeit aber nicht mehr unbedingt und allgemein bestand.

Um ihn wandelten sich die Verhältnisse, seine Lebensvoraussetzung. Das Volk, gewöhnt an ihn als an den Führer, verlangte von ihm, was er früher geleistet hatte, und wurde enttäuscht. Denn der neue Pfarrer konnte das alte Format nicht mehr ausfüllen. Er stand nicht patriarchalischen gläubigen Zeilen vor. Die Stadtbevölkerung in ihren Spitzen, ihm von je ebenbürtig, war ihm nun durch stärkere Verketzung mit dem neuzeitlichen Leben überlegen geworden. Allerdings bildete sich in dieser ersten Anfangszeit des Kapitalismus, wo gleichzeitig unsere politische Eigenverwaltung verloren ging, kein besonderer Stand aus, der die Führerschaft des Pfarrers ablösen konnte. Natürlich leisteten Vereine und andere Verbände Arbeit im Dienste der Allgemeinheit, natürlich entstanden Führerpersönlichkeiten, ein neuer Führerstand aber konnte sich in der Stadt nicht entwickeln: ein Stand, dessen Amt es ist, die leitende und befruchtende Arbeit am Volke, nicht in der Politik zu leisten. Der Pfarrer muß weiter im Amt bleiben und erfüllt es auch innerhalb der Beschränkungen, die ihm die Zeit auferlegt und die den einzelnen Führer, der aus persönlicher Lust und Eignung solcher Arbeit zudrängt, nicht einengen. Denn dieser ist frei, ganz dem Leben zugekehrt. Der Pfarrer ist heute geworden, was er eigentlich sein soll, Seelsorger. Es eröffnet sich ihm hier ein wichtiges Gebiet geistiger Beeinflussung und Aufgabe, aber das hindert nicht, daß er nicht mehr der Pfarrherr ist. Mit Ausnahmen ist er zeitsfremd und selbst der Not unterworfen, belastet mit der großen Vergangenheit der Berufsahnen. Er verlor seinen politischen Einfluß. Damit ist aber, obgleich der Führerstand der Pfarrer besteht und bestehen muß, der Führertyp des Pfarrers verschwunden. Wir staunen, wenn heute der Durchschnittspfarrer zur Stadt kommt, über seinen Horizont, über die Hilflosigkeit vor Zeit und Geschehen. Er lebt vielleicht aus dem Volke, aber nicht aus dessen aktivem handelnden Teil, kaum aus dem Amt, eher aus seinen Vorschriften. Es gibt Ansätze zur Anpassung in einigen Pfarrern, die sind religiöser Art, aus einem sehr reinen Empfinden für den Beruf erwachsen, den man ausübt. Diese Ansätze führen in ehrlicher Bescheidenheit zum kirchlichen Zweck zurück. Der Typus Pfarrer, der ihm dient, ist das Gegenteil jenes Kirchenmannes, der in letzter Verkörperung Adolf Schullerus war, des pfarrherrlichen Weltmannes und Volksführers. Es ist also auch in diesen sonst aufs freudigste zu beglückenden Erscheinungen kein neuer Führertyp entstanden, der das

äußere Geschick des Volkes leiten wird und in dem dieses eine gültige Aristokratie sehen kann.

Der Pfarrer ist daran unschuldig. Das Schwergewicht des geistigen Lebens hat sich voll auf die Städte und sehr deutlich in die „weltlichen“ Kreise verlegt, ja in den Dörfern ist die Führung auch stark auf Lehrer und Bauern abgeglitten. Wir haben schon eine Stadt — Kronstadt — wo der Professor und Pfarrer nur auf Grund eigener Befähigung eine Führerrolle spielen vermag, der Stand selbst ist gesellschaftlich anderen nicht mehr überlegen. Nun wachsen bei uns Klassen auf, Fabrikanten, Händler, die alle dem Pfarrhof und was sich in diesem Namen an früheren sächsischen Gütern sinnbildlich ausdrückte, fernstehen, moderne Menschen, die sich infolge ihrer über das Sächsische hinausgreifenden Arbeit in das Driliche, Heimbeschränkte nicht mehr eingliedern lassen. Während das Amt das Wirkungsfeld des Pfarrers auf die Gemeinde begrenzt, dringen diese Menschen in die neuen Begebenheiten des Staates ein, sind Kolonisten kulturell betrachtet, nicht mehr reinsächsisch, sondern auslanddeutsches. Der Zauber des Pfarrhauses, der noch in der Erinnerung besteht, ist fremd für sie.

Die volksvertretenden Organisationen aber arbeiten bei uns, ob von Pfarrern geleitet oder nicht, als wäre all dies nicht, als lebten wir noch in den 50er Jahren. Der privatwirtschaftliche Horizont wird weit und frisch erfasst, der volkspolitische und volkswirtschaftliche ist eng. Daher findet man in den Organisationen — eine Binsenwahrheit — nicht unsere fähigsten Köpfe als Leiter, daher der kleinzügige Geist gerade der allen Vereine, in die begabte jüngere Leute nicht eintreten, weil sie die Lust darin nicht vertragen. Die Phrasen, die dort gesprochen und von unseren Zeitungen manchmal veröffentlicht werden, sind leer, oft eitel.

Keine einzige Volksschicht ist zur Führerschaft heute besonders berufen. Wir sind demokratisiert. Der Führer kann woher immer kommen und wäre wahrscheinlich längst schon da, wenn in den Städten nicht diejenigen vorherrschen in öffentlichen Dingen, die zum Pfarrhaus zwar auch keine innere Beziehung haben — denn es ist toll — aber doch ein längst unerlaubt gewordenes Verhältnis mit dem Herkömmlichen unterhalten, das sie in komischer Romantik befangen hält und hindert, Möglichkeiten und Tatsachen des Lebens ins Auge zu fassen.

In dieser Atmosphäre der Verwaltung und Kleinheit gedeiht nichts. Das Persönliche steht vor dem Allgemeinen — wie jämmerlich sieht das Projekt der Bankkonzentration aus! — es gebietet Familien-

fürsorge und Freundeswohlfahrt, hundert Rücksichten, die nur denen austauschen, die allgemeine Dinge bloß mit einer privatwirtschaftlichen Bedenklichkeit ansehen können.

Eine Wandlung wird hier nur allmählich eintreten, wenn die jungen lebendigen Wirtschaftsschichten geistig bewußter und gebildeter werden und in Hermannstadt und den anderen Städten ebenso zur Macht gelangen wie in Kronstadt. Da ist allerdings noch ein Weg zu tun durch die Ode der Emporkömmlinge, die in der ersten Generation des Wohlstands privatwirtschaftlich befähigt, geistig und kulturell aber meist bloß Väter sein können, deshalb auch sozialen Fragen fernstehen, was besonders in Kronstadt auffällt. Noch vor einigen Jahrzehnten wäre es unmöglich gewesen, in den wohlhabenden Gesellschaftsschichten eine so ausgelesene Unbildung zu finden wie heutzutage. Damals kannten die Führenden, und das waren die Akademiker, ihren Goethe und Schiller und hatten aus der klassischen Zeit des deutschen Idealismus eine Welt von Träumen und Beziehungen erfüllt und erworben, daran sich ihr Wirken ausrichtete zu einem humanistischen Anschauungsbild des Geschehens und zur Selbstprüfung. Heute haben wir erst wenige „weltlichen“ Männer mit einer Kultur, die jenes Niveau, das die Geistlichen verloren haben, erreicht. Sie sind der Keim zu einer neuen, zeitgerechten Kultur, aus der nicht ein Stand von Fühnern, aber in der Zukunft doch die Führer hervorgehen werden. Diese werden dann mit dem kirchlichen Führerstand der Pfarrer zusammen arbeiten, sie auch aus der verschollenen Kultur des Pfarrhauses herausreißen müssen zu den Aufgaben, die uns die Zeit hinstellt und die wir bei einer, man könnte sagen: „volkskundlichen“ Bescheidung auf das Sächsische niemals erfüllen werden. Aufgaben, die wir nicht meistern, sind gegliederte Anschläge gegen unseren Bestand. Kaum jemals aber wird der Pfarrer die allgemein führende Stellung wieder erringen, die er einstens besaß. Seine Zukunft wird reingeistlichen Aufgaben vorwiegend gewidmet sein müssen, der innersten Seelenpflege und damit der Religion, in der schließlich auch die Lebenskräfte des Volkes wurzeln.

Mit einem Wort: wir müssen die unerbittliche Wirklichkeit im Geistigen und Äußerlichen der Allgemeinheit sehen lernen!

1 k g s

Kep 3/1928, Seite 105-108

Unser Deutsch

Von Heinrich Zillich

Ein Wikbold hat in Umlauf gesetzt, daß wir Sachsen ein schönes Deutsch sprechen. Wahrheit ist aber, daß wir nicht nur aus der fremdsprachigen Umgebung deutschfremde Töne entnommen haben, sondern auch über einen viel zu geringen Wortschatz verfügen. Dies nicht nur bei Ungebildeten. Die Gespräche der jungen Leute — man lausche Gymnasiasten — laufen in einem hochdeutschen Jargon dahin, der arm an Ausdrücken und reich an häßlichen Klängen ist. Er leidet auch an syntaktischer und grammatikalischer Unsauberkeit, die beim ersten Besuch Deutschlands den jungen Männern peinlich bewußt wird. Die Häufung der Wörter „aber“, „na ja“, „also“, die schlecht und unrecht gleich ganze Sätze vertreten, die ungarische Färbung einiger Selbstlaute, mancherorts die wohlige Zungenraut im R, die Voranstellung des „Nicht“ in verneinenden Befehlen, die sinnwidrige Verwendung der Vergangenheitsformen und immer wieder die Bewegungslosigkeit des Ausdrucks gewähren Einblick in unsere Sprechweise, erschöpfen ihre Armut aber nicht. Ja, sie ist oft so groß, daß Fremde zweifeln können, ob wir Deutsche sind, wenn wir uns auch sehr stolz „auf“ unsere 800 Jahre erinnern und stets „am“ Boden des Volkes stehen.

Wir sind wortarm aber wörterreich bei jeder Gelegenheit, die Ansprechen und Reden fordert. Da schießt in unsere trockensten Gesellen ein pathetischer Schwung ein, der die Betonung der Wörter auf die letzte Silbe, im Satze auf das Endwort legt. In diesem undeutschen klanglichen Pathos rollt ein Gallimathias einher, der bei der Dürftigkeit der Sprachkunst hierzulande die ganze Verlogenheit breit und offen darlegt, die bei solchen Gelegenheiten Gedanken und Gefühle ersetzt. Es scheint dann erlaubt zu sein, sein eigenes Tun wörtlich zu verraten, zu sagen — und mit welchen hohlgedrehten Phrasen! — was man noch am Vortag bestritten hat und woran man niemals glaubt. Am erschreckendsten sind die Ansprachen der selbstbewußten „Bürger“, der spießbürgerlichen Demagogie. Sie sind von einem Stolz aufgeblasen, für den das dicke R den klanglichen Beweis liefert. Wie unendlich dürftig, wie leer, wie haltungslos — und wie prohen sie mit ihrem Nichts. Grinsend flüstert man sich zu, daß der Redner ein Gegner dessen ist, den er eben begeisterungswütig in den Himmel hebt. Man hört dann dem nächsten zu, wie er in seiner auswendig gelernten

Rede die Anfänge der Sätze hilflos mit dem Ende der späteren beschließt und im Wirrwarr der Sinnlosigkeit schließlich stottert, oder dann steht einer auf und donnert sich selbst in ein Feuer hinein, ohne inneres Recht, fängt an Gesichte zu schildern, die ihn nie suchen werden, und plötzlich ist der Anlaß des Festes ein kosmisches Ereignis, aus dem uns der Beifall der Tischgenossen erschütterungslos wieder abseht in eine wörterüberstürmte Brache. Am tollsten aber — ich wiederhole es — ist der kleinbürgerliche Demagoge: in ihm mischt sich Unbildung mit dem blöden Bewußtsein, das Volk zu verkörpern, weil er schamloser als dieses seine Unwissenheit als Wert ausgibt, seinen Dreihäuserhorizont als Symbol der Welt betrachtet und wahrhaft glaubt, er sei Hort der Kraft und des Geistes, dem es schlecht würde, wäre er anwesend.

Man lehre unsere Gymnasiasten Deutsch reden, man lasse sie in der deutschen Grammatik durchfallen und zwingen sie Gedanken frei auszudrücken. Zwingen ihnen die Scham vor dem Geschwätz auf und die Ehrfurcht vor der ehrlichen Aussage eines wirklich empfundenen Gefühls. Daneben hebe man sie zum Spott, wo jemand Gefühle heuchelt. Die Sprache ist so fein geschaffen, daß sie die Hintergründe einer Aussage hervortreten läßt. Nur ein vernachlässigtes Sprachgefühl hört darüber hinweg und reißt zur Phrase fort. Das Sprachgefühl erwecke man in den Jungen, damit nicht auch sie, erwachsen, mit einer der reichsten und ausdrucksfähigsten Sprachen umgehen wie mit einer Dirne.

Auf diese Weise wird man eher als durch gute Lehren Ehrlichkeit in sie pflanzen und aus ihnen mehr ererbte innere Unwahrhaftigkeit — die sich in Reden als Phrasen niederschlägt — austreiben.

Sprachverrohung und Rednergeschwätz hat auch seine moralische Seite. Seltsamerweise sehen das wenige und halten es gleichsam für notwendig, daß bei Festen so viel, so dumm, so schamlos gelogen wird. Sie rufen nachher noch „Heil“.

Gewiß, es sollen feßliche Worte fallen bei Festen. Aber aus der wahren Freude, aus dem wirklich empfundenen Überschwang.

Erst wenn die Phrase unter den Gebildeten stirbt, wird der Werkstattdemagoge besser sprechen, fühlen und denken lernen.

ikgs

Apr 5/1928, Seite 191-192

Zur Führerkrise

Von Heinrich Stöck

Der folgende Aufsatz ergänzt meine Ausführungen im Märzheft über „Das Ende des Pfarrhauses.“

Unter Führerstand ist eine bestimmte Klasse zu verstehen, deren Aufgabe und Beruf es ist zu führen. Ein Volksführer, der Bürgermeister oder Bankbeamter ist, wird durch seinen Beruf keineswegs zur Führung verpflichtet. Wird er Volksführer, so nur durch persönliche Fähigkeiten oder Ansprüche. Das war in der siebenbürgischen Vergangenheit ebenso; nur wenige Berufe: Komes, Königsrichter und in frühester Zeit Stadtrichter, brachten zwangsläufig auch diese Aufgabe mit sich. Der Pfarrer aber war durch die Organisation der Kirche sowohl der Gemeinde, in der sich sein Wirkungsfeld äußerlich eingrenzte, als auch nach oben hin, der Spitze zu verpflichtet. Weil er durch den religiösen Zweck der Kirche hindurch unmittelbar das Gefühlsmäßige seiner Untergebenen — dieser Ausdruck ist für damals erlaubt — anführte, hatte er viel lebendigere Einflußkraft als die „weltlichen“ Herrn, die durch das Recht und später durch Überzeugung wirken mußten.

Die kirchliche Gläubigkeit — in jeder Kirche ist dies so — führt auch zum Glauben an den Pfarrer. Die Pfarrer waren überdies durch hundert Fäden, auch durch Verwandtschaft, wie sich in allen Chroniken leicht ersehen läßt, mit den „weltlichen“ Herren und damit mit der Politik verbunden. Aus all diesen Tatsachen entwickelte sich ihr Stand zu einer wahren Herrenklasse, die man als solche empfand. Nur eine so herangezüchtete Pfarrerschaft konnte nach der Zertrümmerung unserer Eigenverwaltung die politischen Zügel so fest ergreifen. Eine reichsdeutsche Landeskirche, plötzlich der weltlichen Machthilfe beraubt, hätte die Volksführung niemals voll ergreifen können, weil sie der politischen Leitung im Großen und Kleinen zu fern gestanden wäre.

Das gleichsam Objektive an dieser Erscheinung ist also der Stand. Das Subjektiv-Greifbare, das er aus sich herausbildet, ist der Führertypus. Bei uns war es der Typus des Einzelpfarrers, der seine Doppelfstellung als weltlicher und geistlicher Führer nicht bloß begriff, sondern als zu Recht empfand und aus ihr lebte. Es war der Pfarrer, der an seine Herrenaufgabe, ohne darüber zu reflektieren, glaubte.

Der Führerstand aber besteht, solange die Pfarrer bestehen werden; er ist in seinem Wirkungskreis ausdehnbar und kann auch verengt werden. In schärfster Verengung ist er auf das seelsorgerische, religiöse Gebiet allein hingewiesen, in größter Ausweitung umfaßt er mit diesem auch das politische. Doch nur aus solcher Weite und nur wenn sie durch das Volk gläubig unterlegt ist — wobei der Glauben zu gutem Teil ihm selbst gilt — bildet sich der Typus des Pfarrherrn, der Volksführer in voller Bedeutung des Wortes ist: der Typus des herrenhaften Pfarrers, für den das Pfarrhaus eine Burg wie für den Ritter ist, Sinnbild seiner Macht einerseits und seiner Verpflichtung andererseits. Geistig betrachtet ist dieses Pfarrhaus die Stätte eines schwer verpflichteten, aber auch umfassenden Lebens und der Ort, wo sich alle lebendigen Kräfte einfinden müssen, weil da der Herzschlag des Volkes am ruhigsten und auch am mächtigsten geht. Es ist der Ort der Kultur. Hier eint sich dreierlei in Harmonie: Religion, Kultur und politische Tat. Alles zusammenn schafft diesen Führertyp. Und dieser harmonische Typ hat eben sein Haus, seine Atmosphäre: das alle sächsische Pfarrhaus. Man wird unter sehr alten Pfarrern noch heute leicht feststellen können, ob sie aus einem solchen Orte hervorgegangen sind.

Streicht man eine Voraussetzung dieser schönen Einheit, so stürzt der Führerstand der Pfarrer nicht zusammen, er verengt sich nur und

soweit, als es der Beruf der Pfarrer noch weiter bleibt zu führen und wenn es nur im Geistlichen wäre. Aber der Typus verschwindet. Damit selbstverständlich sein Helm.

Der Glaube an Kirche und Pfarrer litt nun tatsächlich, daran ist kein Zweifel. Wenn man als Gegenbeispiel anführt: die Bauern brauchten den Pfarrer als Ratgeber noch heute, so ist das ein Argument für diesen Verlust, denn sie benützen ihn als „Mädchen für alles.“ Er ist ihr Beamter geworden. Diesen Wechsel der Gewalten empfindet er selbst. Jene Zeit, wo er herrenhaft und überlegen einem ihm vertrauenden und gläubigen Volk der unangreifbare Führer war, ist vorüber. Sein Führertum ist heute mehr rechtlicher Natur. Die Kirche als solche, die Religion, ist seine Rechtfertigung nicht mehr, sondern die Kirche als Organisation, deren Beamter er ist. Die Doppellstellung als geistlicher und weltlicher Führer wird nicht mehr geglaubt, weil die Religion, die es zur Einheit verschmolz, verloren oder wenigstens im kirchlichen Gewande nicht mehr uneingeschränkt empfunden wird. Das geht so weit, daß man die Heiligkeit des Kirchenraumes nicht mehr fühlt: Kein Pfarrer protestierte bei uns gegen Lichtbildervorführungen in den Kirchenhallen. Wenn aber so das äußere Gefäß des Gottesdienstes gleichgültig wird, wie sehr muß der Glaube an seinen menschlichen Träger ins bloß Verstandesmäßige abgeglitten sein. Der weltliche Zweig seines Berufes rationalisierte sich zum Beamtentum. Der geistliche aber steht plötzlich als übergroße Forderung vor den Pfarrern, als Schuld. Sie fühlen es in ihren jüngeren Vertretern sehr deutlich, daß sie bei der veräußerlichten Kirche entsetzlich schwer um den religiösen Kern zu ringen haben, der sich in nichts Greifbarem, weder im Gottesdienst noch im Pfarramt verkörperlichen lassen will. Niemals haben unsere Pfarrer so häufig religiöse Dinge umstritten. Der Ausbau der Liturgie ist nichts anders als das Streben nach einer neuen religiösen Gestalt, jenseits der Intellektualität, die die alle Form wegschwemmte.

Diese Pfarrer sind nicht mehr die aus der harmonischen Einheit des alten Pfarrhauses herausgetretenen „adligen“, von sich selbst überzeugten Führer. Sie sind Gottsucher, die zum Ursprung jeder Kirche drängen, zur Religion. Ihre Lage ist, wenn sie bis in die Tiefe erfüllt wird, furchtbar. Sie selbst werden die abgestorbene Romantik ablehnen, die im Pfarrhaus dieser an den Anfang zurückgeschleuderten Menschen, noch ein Sinnbild der Fülle sehen will. Die Überzahl der Pfarrer allerdings hat solche Tiefe nicht; sie bescheidet sich damit Beamter zu sein

auch im Rein-Kirchlichen. Der Ton, mit dem das Volk darauf antwortet, ist uns im Mißgesang der „Unzufriedenen“ bekannt geworden. Auf die Mehrzahl kommt es nie an. Die geistige und geistliche Zukunft liegt bei den wenigen religiösen Suchern.

Ein solches Suchen nach dem religiösen Kern ist nicht allein den Pfarrern eigentümlich. Die ganze geistige Haltung der Zeit wird davon bestimmt, auch in Siebenbürgen, wo in jungen Kreisen diese Fragen ununterbrochen und notwendig auftauchen. Das bedeutet aber schon den Gegenschlag gegen die Intellektualität, die zur Demokratie herabführte, das Pfarrhaus zerbrach und noch heute nach dem Befehl der Trägheit auf die Massen einwirkt.

Was hat uns aber die Demokratie eingebracht?

Ein gesundes Volk läßt nicht auf der einen Seite eine Kräftezusammenfassung zerfallen, ohne auf der anderen sich neu zu kräftigen. Die Zeit der pfarrherrlichen Führung war für uns ein großes alle umfassendes Pfarrhaus, besonders von 1848—1918, wenngleich damals die religiöse Komponente schon zerfiel. Damals hatte sich auch die wichtige staatliche Aufgabe, die wir Jahrhunderte lang erfüllten, überlebt. Wir wurden Provinz, beschränkt nach allen Seiten. Unsere kulturelle kolonialisatorische Wirksamkeit wurde eingengt, weil die ungarische Kultur uns umlagerte und der unseren im Grunde nicht wesensfremd war, sondern ebenso westeuropäisch, aus der deutschen überseht. Wir beschieden uns damit, wurden „historisch“ und damit auch unreligiös, nun scheinbar ein für allemal aus der großen Geschichte gestrichen, und schrieben unsere Vergangenheit auf. Wir eroberten nicht mehr, wir organisierten bloß.

Das Leben läßt sich aber nicht „historisieren“. Zugleich mit diesem sächsischen Rückschritt in der Politik, schob die wirtschaftliche Ausdehnung sächsische Männer zahlreich in ihr Getriebe ein. Man begann in großem Maße Wirtschaft zu treiben. Es entstanden Firmen, deren ganze Arbeit darauf gerichtet sein mußte, über den sächsischen Boden hinaus zu handeln, erst ganz im Triebwasser des nackten Erwerbsstrebens, dann aber mit Bewußtsein, genau so wie unsere Politiker im Mittelalter sich niemals davor scheuten, Einfluß auf die Lage Siebenbürgens zu nehmen oder der Walachei. Unsere Wirtschaftskreise treibt dabei dieselbe aus der Volkskraft quellende Eroberungslust. Es fehlte ihnen nur die Möglichkeit, sie politisch oder kulturell zu unterlegen. Nach 1918 aber ist diese Möglichkeit da und wird zur Aufgabe und die heißt bei uns immer Kolonisation.

Die deutsche Volksgemeinschaft wird seit dem letzten Kriege allmählich ein staatenübergreifendes Eigentum aller Deutschen. Von ihr her dringt in uns, die wir nun in einem balkanoffenen Staate leben, die ganze Kolonistenaufgabe ein, ins Kulturelle umgewandelt. Nicht daß uns der Kapitalismus Händler und Fabrikanten gegeben hat, ist wesentlich, sondern daß er europäische Menschen schuf, die mit Wirtschaftsfäden und Kulturklammern an den Westen gebunden sind. Sie sind die Führer unserer kulturellen Sendung und insolgedessen, je mehr sie sich — was nur in Generationen geschehen kann — aus dem Nachkaufmännischen zum Kaufherren erheben, auch diejenigen, auf die unsere politische Führung übergehen wird. Eine große deutsche Fabrik ist in ihrer Wirkung, abgesehen vom wirtschaftlichen Erfolg, für die Ausbreitung deutschen Geistes im Lande heute wichtiger als zehn Pfarrer.

Unsere Führer in öffentlichen Dingen sehen diese neuen Tore nicht. Öffentliche Körperschaften sind im Wandel der Zeiten am trägsten. Die unseren denken im Geiste, der vor 1918 am Platze war: kleinsächsisch.

Nicht die Kirche als christliche Gemeinschaft ist unser Volkserhaltungsmittel, sondern unsere Volksliebe schuf die Kirche, trotz des religiösen Verlustes, zu einer nationalen Organisation um. Uns vereinigen über die wirtschaftlichen Gegensätze hinweg nicht christliche Gefühle — ich möchte den Volksredner sehen, der mit solchen allein und ohne hübsche Einkleidung in nationale Anrufe einen Sachsen vom Ofen lockt! Uns vereinigt nur noch das nationale Empfinden, seitdem wir durch die religiöse Ebbe der letzten Vorkriegsjahrzehnte hindurchgingen.

Nationalgefühl allein bedeutet noch nichts, es ist ohne Kultur der bloße Selbsterhaltungstrieb einer gleichartigen Menschenmasse. Erst wo es Aufgaben nicht nur der Erhaltung, sondern auch der Wirkung und Ausbreitung sieht, erst wenn es Ideen vor sich hat, wird es bedeutsam. Und diese kommen heute aus dem Rückschlag gegen den Materialismus, aus der religiösen Sehnsucht der Zeit und aus der deutschen über mehr als 15 Staaten weggreifenden Volksgemeinschaft, die sich in einer höhern Kultur ausdrückt und der auch die Wirtschaft bewußt oder unbewußt und trotz ihrer materialistischen Erwerbslust dient. Es schießt hier in das deutsche Nationalgefühl eine Weite ein, eine — wie Mutius sagt — ökumenische Sendung, deren einfache Tatsachen nur der sieht, der sich bei uns nicht im Sächsischen einspinnt. Bei uns haben es die gesehen, die ihr Beruf zwang, über den kleinen Heimatskreis hinauszugreifen. Heute überzeugt nicht mehr der Staat,

sondern das höhere, rechtlich und organisatorisch gar nicht faßbare Band des Volkstums, und selbst dieses nur, wenn es eine Idee zu tragen weiß: Dies ist die notwendige Entwicklung parallel zur staatlich unbindbaren Wirtschaft, aber voll religiöser und gefühlter geistiger Elemente, die nur in der Zeit des religiösen Wiedererwachens wirksam werden konnte. Wir als Deutsche werden uns nie mehr außer zum Absterben ins kleinere Sächsische zurückbilden können, ~~xxx~~ seitdem wir längst im allgemeinen Rhythmus schwingen.

All dies rührt natürlich die nationale Mittelpunktstellung unserer Kirche nicht an. Es bedeutet nur: daß wir durch die gottlob geänderten Verhältnisse neue Aufgaben im Rahmen der europäisch-deutschen Kultur zu erfüllen haben, für die der vorgestrige Geist unserer öffentlichen Körperschaften ungeeignet ist. Kein Zweifel, daß sich dieses ändert. Aus den Wirtschaftskreisen wird die frische Luft eindringen, je mehr diese Schichten ins Geistige aufwachsen. Je mehr ihnen die Macht, die ihnen zufällt, auch den Blick für das Allgemeine öffnet, wird durch sie die resignierte offizielle Bescheidung auf das bloß Sächsische einem deutschen Geiste weichen. Oft hört man, es sei unser Geschick, immer eine gewisse provinzielle Enge und Rückständigkeit zu ertragen; es hat das für 1848-1918 gestimmt, aber für die Zeit nicht, da wir das "Bollwerk der Christenheit" waren und nicht für heute. Mit wem verglichen in unserer Umgebung sind wir rückständig? Wer um uns hat mehr kulturelles Gut und ein größeres Recht es zu vertreten?

Fehlt uns aber der Mut, uns aus der Beschaulichkeit zu reißen und zu fordern heute viel mehr zu fordern als bloß den Platz an der Sonne, so gehen wir zugrunde. Mit diesem Platz begnügt sich das offizielle Wesen bei uns. Unterv dessen Püttchen aber entschlüpft das Volk selbst zur Tat. Wir sind gesund genug, um uns an die Spitze der Neuzeit zu stellen. Zerbrechen werden wir nur, wenn wir uns auf das Herkömmliche beschränken das ja auch nur der Rest eines Abschnittes

unserer Geschichte ist, wo wir entgegen unserer sonstigen Vergangenheit ein eingeeengtes Leben führten.

Was aber verspricht uns, daß sich die tieferfühlenden Pfarrer wieder dem Seelsorgerisch-Religiösen zuwenden und die weltliche Führung gerne abtreten? Die Erneuerung der Kirche selbst! deren religiöse Bedeutung sank, als die weltliche stieg. Zur Religion überreden keine nationalen Werte; aber die innersten nationalen Kräfte dringen mit aus der Religion. Nach dieser ruft die ganze neuzeitliche Geistigkeit, die in ihrer religiösen Bestimmtheit vom weltlichen Element. von

den Kulturschichten auch der Wirtschaft erfährt wird. Auf dem gemeinsamen Boden der Religion oder sagen wir, um nicht zu anspruchsvoll zu sein: der Kultur — die aber wieder gegenwissenschaftlich ist, wieder aus der Gemeinsamkeit einer großen Idee, der deutsch-europäischen Kolonisation gespeist und religiös belebt ist, wird sich das Pfarrertum als Führerstand des Volkes im Geistlichen und die neuen Schichten der Städte finden. Auf keinem anderen, weil sich nur hier wirklich lebendige Aufgaben mit geistigen mischen. Ohne solche Verbindung gibt es niemals eine Zukunft, keine Wiedergeburt, nur das dumpfe Leben der Provinz, die ihren Sinn bloß daher empfängt, daß sie Körper und Leiber stellt, Handlanger für schöpferische Geister. Es ist Zeit, uns auf unseren Welt zu befehlen. Daß dabei romantische Vorstellungen vom Pfarrhaus, das nicht mehr sein kann, was es war, verschwinden, macht bloß den Weg zur Kirche frei und zur Tat. Anstelle des Pfarrhauses finden wir die geistige Aufgabe der kulturellen Kolonisation als Teil des deutschen Volkes, das die Einigung Europas ermöglichen wird, weil es seit 1918 nur darin seine große Zukunft zu sehen vermag und weil es das einzige Volk ist, das fremdes und eigenes Wesen zu einer gütigen Einheit führen kann. Die Deutschen allein waren fähig, Jahrhunderte lang in Europa zu regieren, ohne eines anderen Volkes Eigenart zu rauben. Aus ihrem Geist und in neuen Formen, die nichts mit einem äußerlichen Pangermanismus zu tun haben, wird das vereinigte Europa nur leben können, zu dem die Neuzeit drängt und das im Mittelalter schon einmal bestand.

In solche Weiten führt uns unsere Aufgabe und die Zeit, wenn wir sie erfassen, nicht nach ihrem Schein, sondern nach ihrem inneren Wesen.

Ref 5 / 1928, Seite 227 - 233

ikgs
Rein

Der Rekord

Von Heinrich Jüllich

Wir erleben seit Jahren immer wieder, gleichsam in dreimonatlicher Wiederkehr, einen neuen Rekord technischer Leistung, der die gesamte weiße Menschheit zur Begeisterung heßt. In letzterer Zeit war es Lindbergh, dann folgten die Bremen-Flieger, bald wird es das Raketenflugzeug sein. Gewiß, dies sind Leistungen nicht allein der menschlichen Arbeit, sondern auch der Selbstüberwindung, des Mutes, des Heldentums, der Aufopferungsfähigkeit. Insoweit gebührt ihnen Anerkennung, Lob und selbst Begeisterung. Bedenkt man weiter, daß diese Mutigen der Luftschiffahrt menschliches Schöpferium beweisen, so erscheint einem das Übermaß von Ehrungen erklärbar. Allerdings sind die Helden keine Verkörperung dieses Schöpferiums. Nicht durch sie wurde eine neue Idee geboren, der Natur ein neues Herrschaftsgebiet abgerungen. Sie führten nur durch, was — abseits der Öffentlichkeit — ein genialer Geist erfand oder fand. Sie sind die Folgerungen aus seinem Geist. Sie sind seine Funktion.

Letztlich geht jedes menschliche Tun auf eine Mitgabe zurück, die dem Träger unverdient verliehen wurde. Wo aber dieses Leben so stark mit den Hintergründen des Lebens in Beziehung steht, daß es sich schöpferisch auswirkt, wo es selbst ein Teil des Schöpferiums, Natur oder Gottes ist, heißt sein Träger genial. Gewiß, auch hier verdient er im Grunde keinen Dank, wie schließlich jedes Tun, klar und kalt und ohne in seinem Verhältnis zu andern Menschen beurteilt, danklos bleiben muß.

Dank verdient nur die Art, wie einer mit seinem Pfund aus eigenem Willen wuchert. Und selbst da: auch die Willenskraft ist letztlich Mitgabe.

Aber es handelt sich nicht darum, ob jemals ein Mensch Dank verdient oder nicht, denn Dank wird gespendet, wo andere sich beschenkt fühlen. Begeisterung wird empfunden ohne die Erwägung, ob menschliche Leistung sie fordern darf. Und da beide Gefühle — Dank und Begeisterung — im allgemeinen gut und erhebend sind, fällt die Frage nach ihrer wahren Berechtigung dahin. Nicht aber die weitere Frage nach dem, was Leute begeistert, weil wir dies einem sehr lebhaften Wandel unterworfen sehen. Die heute begeisternd wirkenden Sportgrößen hätten keinen Welke vom Ofen gelockt. Wenn auch

hier scheinbar nur die Menge hingerissen wird, so erweckt doch das Ausmaß solcher Begeisterung Bedenken.

Alte gebildete Menschen, die es weit von sich weisen würden, wollte man ihnen klar machen, für sie wären geistige Dinge wertloser als ein Fußballkampf, fallen bei Sportereignissen in Raserei, pilgern diesen wann immer zu; bei einer Theateraufführung bleiben sie kühl beobachtend. Dort überströmt ihr ganzes Sein von Teilnahme, Hingerissenheit, hier denken sie. Damit entscheiden sie sich aber innerlich für das Geistlose. Nur dies klingt in ihnen an. Die allgemeine Überwertung von Sport- und ähnlichen Leistungen hat hier ihren Grund. Staatsoberhäupter empfangen große Flieger wie niemals ein Dichter empfangen wurde. Nationen überschreien sich vor Glück. Ein großer Schwimmer, Weltläufer und auf höherer Ebene ein Ozeanflieger sind schon übervölkische Figuren, Könige über den Kontinenten, nicht bloß der Erde, sondern der Menschen.

Über wie lange?

Bis zum nächsten Rekord. Das Wesen dieser Höchstleistungen liegt darin, daß sie immer überbietbar sind. Der eben gefeierte Held taucht in die Versenkung. Mit seinen Vorbeeren raschelt niemand mehr. Er ist plötzlich ein Mensch wie alle andern. Wie, möchte man da schreien, war es nicht dein Mut, deine Fähigkeit, was die Leute hinriß? Das bleibt doch bestehen, du bist doch ein lebendes Mal deiner Tat. Wie kann sie dir entgleiten. Du hast sie doch getan. Darauf wird der Schnellläufer, Schwimmer, Flieger sagen: der neue Held schwimmt schneller, flog weiter. Kein Wort sagt er darüber, ob jener auch mutiger und zäher ist. Nein, er zählt Sekunden, Stunden, Entfernungen her; der andere hat eine bessere Zahl und wieder jubeln die Kontinente.

Also nicht das Menschliche, Mut, Selbstüberwindung, werden gefeiert, sondern die Kerbe am Maßstab. Und plötzlich bekommt dadurch der ganze Sport etwas schemenhaft Totes. Der Marathonläufer, der wirkliche, blieb im Gedächtnis, er ist Mythos geworden, weil sein Lauf einen Sinn hatte; die heutigen Läufer, die seine Strecke schneller überwinden, kennt niemand nach einigen Wochen, weil nur ihre Laufzeit wichtig war, nicht sie.

Diese Ungunst und Außerlichkeit der Menschen dem Sportsmann gegenüber ist die Kehrseite ihres übermäßigen Lobes. Da er nur eine Zahl erstrebte oder wie die Ozeanflieger ein Erdziel, das mit der Erreichung bedeutungslos wird und nur noch als Grenzstrich für den jetzt einkehrenden neuen Wettlauf sportlich interessant ist, sinkt er seiner Zahl nach.

Die Menge tritt schließlich aus diesem Wechsel als Angeklagte hervor. Niemals fällt es ihr ein, daß jede Begeisterung, die sie überwältigt, ein Treiben der Sinnlosigkeit ist. Gewiß, jedermann wird von einem aufregenden Schauspiel gepackt und kann es, ist er dem Ungeist nicht verfallen, nachher von sich schütteln. Aber die Menge ist gewissermaßen sachlich begeistert, ist begeistert auch ohne etwas von der Tat zu sehen. Sie lebt im Zahlenwahn.

Die wahren Höchstleistungen der Menschheit aber, jene, die unüberbietbar bleiben, weil sie einzigartige, eigenwertige Schöpfungen sind, bestehen durch sich selbst. Sie sind, auch ohne daß man sie kennt; kein absoluter Wert auch sie nicht, denn Gott allein ist absolut. Aber sie sind aus einer Gabe des schöpferischen Gottes selbst Schöpfung und daher wieder auch schöpferisch. Wir schwärmen heutzutage viel vom Raketenflugzeug. Wer hat hier den schöpferischen Akt vollbracht? Jemandeiner, der im Hintergrund steht, während sein unabhängig, aus ihm selbst geborenes System, die Idee, sich nun anderer bemächtigt, die ihrer Reinheit durch faßbare Konstruktionen zu entsprechen streben. Niemals ist dies restlos möglich, immer nur annäherungsweise ist die Wirklichkeit Durchführung des schöpferischen Aktes. In der Kunst aber, wo Idee und Durchführung in untrennbarer Vermählung auf einmal geboren werden, beweist sich das Schöpferium des Menschen. Wer wollte hier vergleichen, wer hier nach Zahlen fragen? Der neue Mensch der Tribünen tut es; auf den amerikanischen Kirchen steht oft eingemeißelt, wieviel Ziegelsleine beim Bau verwendet wurden. Ein schemenhafter Geist fällt die Menschheit an. Leistungen, die in Kürze überboten werden, feiert sie rauschend und berauscht; die niemals vergleichbaren, die einzigen und unüberbietbaren vergißt sie eben deshalb. Zu jeder Zeit schieden sich hier die Menschen, die Geistlosen verloren sich ans Zählbare, die Geistigen ans Werthafte Eigene. Jene begeisterte die Zahl, die Tat, der Sieg des Tages; diese das Ewige, die Bedeutung und Erfüllung. Wir hätten keinen Grund, der Gegenwart zu mißtrauen, wenn das Zählbare, das immer auch das Zahl- und Bezahlbare ist, sich nicht maßlos durchsetzte und selbst die sichtbaren Führer der Menschheit erfaßte. Es steigt die Massengeistigkeit wie die Flut.

Jrgendwo aber ist ein Gleichgewicht in den Substanzen der Welt. Die Ebbe unserer ungeistigen Zeit wird auch kommen und einmal all dies hinwegschwemmen.

Haben wir eine Gesellschaft?

Von Heinrich Zille

Die geistige Bedeutung der Siebenbürger Sachsen für ihr Land ergibt sich vor allem daraus, daß ihnen die mißliebenden Nationen in mancher Hinsicht an Tradition unterlegen sind. Kultur eines Volkes ist ohne überlieferte Güter der Gesittung, der Lebensführung und -Gestaltung unmöglich; diese von alther ererbte Bestimmtheit des Lebens gestattet es uns, das Neue zu erfassen und es uns in gültiger Form anzueignen. Betrachtet man uns also auf diese Fähigkeit hin, so sind wir ein Kulturvolk.

Das hindert aber nicht, daß wir im Einzelnen oft schwerfällig, unbeflügelt sind und gleichsam nur die Plattform für die wenigen darstellen, die von der Natur besser begabt aus der trägen Alltäglichkeit der Massen entspringen und nun das gefährliche Spiel ihres Lebens wagen, im Gegensatz, aber zu Gunsten dieses zähflüssigen Teiges dessen edelsten Sinn zu verkörpern. Wir wissen, wie viele davonlaufen in ausnahmestrohende Länder.

Was ist nun der Grund für diese Unfreundlichkeit des Volkes seinen begabten Söhnen gegenüber? Es ist nicht der enge Rahmen unseres Daseins — Althen war kleiner als Hermannstadt. Es ist der Mangel einer Gesellschaft.

Der Bauer hat Gemeinschaft, ihn verbindet eine übergeordnete Einheit, der sich der Einzelne unterstellt, und die sich auf der Familie und Sippe, der Dorfmarkung aufbaut und ihrem Wesen nach aus einem triebhaften Zusammengehörigkeitsbewußtsein besteht. Die Gesellschaft, die immer an die Stadt gebunden ist, bedeutet eine Einheit im Hinblick auf gemeinsame Zwecke, die sehr wechselnd sind,

aber gerade deswegen ein aus geistiger Auseinandersetzung und Bewegung hervordringendes Gemeingefühl schaffen.

Das Gemeinschaftsgefühl des Bauers geht auf Erhaltung der Art aus, auf Bewachung und Schutz des eigenen Standes; es fehlt ihm jede tiefere Erfassung, jede gerechte Abwägung des Gegners; es ist darauf gerichtet, sich durchzusetzen, denn er setzt eine Gesamtheit durch, einen Lebensverband, keine geistige Idee, keine „Sache“, deshalb auch keine hervorragende Person, sondern nur jene, die dem Lebensverband noch untersteht. Der oft bemerkte Egoismus des Bauers ist nur solange dorf- und gemeinschaftsgemäß, als er das erstrebt, was jeder Bauer erstrebt: Geld, Sicherheit, Gut. Sobald er aber auf geistige Ziele dringt, entschwindet er dem Dorf, weil er individuell wird, eigenwertig.

Die Sphäre geistiger Ziele ist der Einzelmensch. Er bleibt allein, wenn er nicht auf Gleichgerichtete trifft. Findet er diese, so kann Gesellschaft entstehen. Nun ist Gesellschaft sehr oft auch Verbundenheit für äußere Zwecke, etwa eine Handelsgesellschaft, ein Zweckverband, ein Verein, im großen letzten Rahmen der Staat, worin sich unzählige Gesellschaften und Gemeinschaften überschneiden und verkreuzt vereinen. Aber diese auf sichtbare Zwecke gerichteten Gesellschaften meine ich nicht, sondern die Gesellschaft, die sich einem im einzelnen unnennbaren Zwecke widmet, die aber den Zweck geistigen Austausches hat, ich meine: die Gesellschaft. In ihr herrscht die „Sache“, die Verbindung um einer Idee willen. Ideen sind letztlich nie klar zu fassen und so ergibt sich als Aufgabe der Gesellschaft: der Streit um die Idee, die Abwägung aller Für und Wider, aber nicht im logischen Verstande, sondern im wechselvollen Leben selbst. Gesellschaftsfähig ist deshalb nicht, wer deren äußere Formen beherrscht oder ihnen eingeboren wurde, sondern wer ihren Sinn unbewußt fühlt, wer hingerissen werden kann von Dingen, die seiner Person keinen greifbaren Nutzen bringen, wer einer geistigen „Sache“ zu leben weiß. Der unendliche Reiz der Gesellschaft liegt somit eigentlich in einem Spiel des Geistes, und da zum Spiel Regeln gehören: auch der Formen. Es ist völlig gleichgültig, was der Einzelne für egoistischen seine Lebenslage fördernden Bestrebungen unterliegt, gesellschaftsfähig ist er, wenn er in der Gesellschaft davon absehen kann und innerlich wirklich der überhöhten Idee anhängt. Dieses Spiel schafft Kultur, weil es die Grundlage abgibt, in der sich die große Leistung des einzelnen Begabten verzweigt und auf die Gemeinschaft absärbt.

Gesellschaft ist gleichzeitig der Ort, wo auch die Frau eine Rolle spielen kann; ihrem Wesen nach weniger auf der Seite der schöpferischen Tat als bei der Schaffung der Voraussetzungen dazu. Sie ist die Vertreterin des Sympathischen in der Gesellschaft, der Kräfte, die Menschen aus urlieferen Hintergründen als es Geist und Verstand sind, anlocken, reizen und befruchten. Sie ist der Trumpf des Lebens in der Gesellschaft und damit auch der Nährboden des Geistes durch ihren Gegensatz zu ihm. Aber nicht als Triebwesen, nicht als Verhasste der Gemeinschaft, wo sich ihr Leben in den einfachen Rhythmen der Jahreszeiten abspielt; sondern schon geistig erhoben als Lebensecho des Geistes, als Widerhall. Deshalb muß sie, soll sie gesellschaftsfähig sein, den Klang dieses Geistes spielend aufnehmen und leiten, wenn sie ihn auch nicht versteht. Auch für sie gelten die Regeln des Spiels, die äußeren Formen wie für den Mann. Zu diesen Regeln — unendlich wandelbar und nur im Augenblick ehern gültig — gehört ein bestimmtes Wissen. Man kann nicht spielen ohne zu wissen. Wie man spielt, ist wohl das notwendigste, was jeder mitbringen muß — es sind die geistigen Interessen und die Befähigung dazu — aber die Regeln sind Voraussetzung.

Was verhindert nun bei uns Sachsen die Bildung einer Gesellschaft? Wir haben wohl Ansätze dazu, Kreise befreundeter Männer, Ideengenossen, aber alle empfinden ihre Verbundenheit in einem Punkte als mangelhaft, es fehlt ihnen der Klangboden des Lebens dahinter, die Frau und damit die Gesellschaft.

Es sind zwei Gründe, die Gesellschaft bei uns so selten gestatten. Beide gehen zurück auf die soziale Umwälzung der letzten Jahrzehnte. Das städtische Patriziat ist ausgestorben und vernichtet, das geistliche Patriziat des Pfarrhauses ist bedeutend vermindert. Statt dessen dominiert in der Stadt ein Gemisch von zu Geld gekommenen Männern oder Karrieremachern, sicherlich tüchtig in ihrem Fach, aber ohne geistige Interessen. Sie stammen aus verarmtem Patriziertum, und aus dem Bauern- oder Handwerkertum, tragen aus diesen das Sippengefühl in die Stadt. Hier aber entbehrt es der Gültigkeit, wenn es sich nicht seiner Ausschließlichkeit begibt, es wird zum Egoismus. Der Gemeinschaftsmensch — sagte ich — habe kein Gefühl für Gerechtigkeit, er kennt nur die persönliche Geltungssucht, die im Dorfe einem höheren Zwecke, eben der Gemeinschaft dient. In die Stadt verpflanzt, verroht sie zur ausschließlichen Selbstgerechtigkeit. Unser öffentliches Leben, mit geringen Ausnahmen ist so ein bauernhaftes

Selbstbewahren, ein Dienst nicht an der Sache, sondern an der eigenen Lage. Fast immer bilden sich zwei Typen aus dem hochgekommenen Bauern, der wertvollere, der die Macht will — meist im guten Glauben, dem Volke damit zu nützen, — der üblere: der Proß, der von der Problematik des Geistes einen Wind verspürt, ohne innere Beauftragung dazu, und die Lebensweise der Gesellschaft nachahmt. Beiden mangelt in einem unzivilisierten Maße die Selbstkritik. Unsere sächsische innere Politik — man wage dies einmal einzugestehen — ist eine Politik nicht der Personen, sondern der persönlichen Geltung. Ein sachliches Argument ist da nur dann ausschlaggebend, wenn ihm keine persönlichen Interessen eines einflussreichen Mannes entgegenstehen. Man beurteilt Tatsachen nicht nach ihrer Bedeutung, sondern nach ihrem Nutzen für bestimmte Personen oder Cliquen, indem man bäurisch deren Gedeihen mit dem Gedeihen des Volkes gleichsetzt. Diese Bauernpolitik betreiben übrigens durchaus auch Abstammlinge alter Stadt- und Pfarrfamilien. Es scheint als sei durch den starken sozialen Wandel, dem gerade diese Familien unterworfen waren, uraltes Sippengefühl aus Notwehr erwacht und äußert sich nun auch in solchen Personen, die allgemeinen Fragen sonst nicht völlig verständnislos gegenüberstehen.

Es ist klar, daß diese Zustände Mangel an geistigen Interessen beweisen und die Bildung einer Gesellschaft verhindern. Jene mangelnden geistigen Interessen führen zum zweiten Verhinderungsgrund hin, sie zerstören das Wissen, die Schaffung von Spielregeln für die Gesellschaft.

Ein Gymnasialwissen haben manche, aber das bedeutet erst durch geistiges Interesse einen Fond und dieser Fond wird erst gesellschaftsbildend, wenn er vermehrt wird. Man erlasse es mir, im einzelnen aufzuzeigen, womit sich die meisten der sogenannten „Gesellschaft“ Angehörigen außerhalb ihres Berufes beschäftigen, was ihre Muße erfüllt. Es sind Schlaf, Sport, Intrigen und Unterhaltungen gewöhnlichsten Inhalts. Man untersuche zur eigenen Orientierung einmal, wer von diesen ein Buch gelesen hat, das ans Denken Anforderungen stellt.

Die Unbildung bei den Frauen ist geradezu überwältigend. Hier fehlt das Selbstverständlichste. Man stelle zum Beispiel einem Mädchen, das eben die Bürgerschule beendet hat, folgende Fragen: In welchem Jahrhundert lebte Napoleon? Wer war Bismarck? Was für eine Staatsform hat Deutschland? War Jean Paul ein Deutscher? Wie

heißt die Hauptstadt von Spanien? Man wird leicht noch eine Anzahl ähnlicher Fragen finden, die zum größten Teil unbeantwortet bleiben.

Gewiß — die Schule ist daran schuld. Noch mehr das Schulsystem. Wir schaffen Handelsschulen und -kurse, wo den Backfischen, die es im geschäftlichen Leben im allgemeinen bis zur Maschinenschreiberin bringen, die doppelte Buchführung eingebläut wird; aber was ihnen später als Mutter und Gattinnen Wert gäbe über den Alltag hinaus, versäumen wir. Wir geben ihnen nicht nur keine Bildung, denn was sie davon tragen, ist im Vergleich mit dem Wissen gleichaltriger reichsdeutscher Mädchen erbärmlich, sondern wir wecken in ihnen auch keine Lust an geistigen Dingen. Der Erfolg ist dann die zur Genüge erlebte Situation, daß bei einer Unterhaltung, wo die Männer ein Thema anschneiden, das über den einfachsten Dingen des Tages liegt, alle Frauen verstummen müssen. Worum werden diese Frauen betrogen? Um die Kameradschaft des Mannes, um ihre Kulturbedeutung, um den freien Menschenwert. Welcher Abstand bis zu den Frauen, die einer Gesellschaft Reiz, Beweglichkeit und Weite verleihen dadurch, daß sie mitfühlen, mitklingen, anregen.

Diese Frauenerziehung hat ihren Grund wieder im Geist des Bauerntums, der herrschend wurde. Wo die Städte der Bauerngeist überrennt, dem auch die kleinstädtischen Massen und der notleidende „Patrizier“ nachlaufen, weil es ihr Geist wurde, wird die Frau im Dörflichen zurückgehalten. Im Dorf aber war sie gleich dem Bauer Glied der Gemeinschaft, hatte einen vollgültigen Sippenplatz durch ihre Arbeit an Herd, Hof und Acker. Der Bauer, der sich daraus löst und in der Stadt Macht sucht, will sie auch hier an den Herd fesseln, obwohl der städtische Herd mit dem dörflichen verglichen ein Nichts ist. Dort ist die Frau Arbeitsgenossin des Mannes, hier wird sie, bleibt er im Bäurischen befangen, ihm unterlegen. Ich spreche nicht gegen den naturgewollten Arbeitskreis der Frau, der sich immer am besten in der Familie erfüllt; aber die neue Umwelt der Stadt verlangt auch von ihr einen ähnlichen Wandlungsprozeß wie vom Manne, wenn er und sie hier den selben Wert haben sollen, den sie im Rahmen des Dorfes hatten.

Was ist zu tun, um ein neues Bürgertum zu schaffen? Der Mangel einer Gesellschaft, der Mangel an geistigen Interessen bedroht unser kulturelles Übergewicht. Was ist da zu tun?

Ich erwarte, wie ich es früher sagte, manches von unseren neuen

Handelsschichten, wenn sie sich häuten im Wechsel der Generationen. Viel kann die Schule helfen.

Bis dahin aber gilt es aufzuklären, die verstreuten geistigen Menschen zu sammeln und den Büffeln die Hörner zu beschneiden.

Ref 8/1928, Seite 302-307

Geistige Strömungen in Rumänien

~~Von Heinrich Zöllich~~

Seit zehn Jahren gehört Siebenbürgen zu Rumänien. Eine Frist, in der — sollte man meinen — neue Tatsachen sich hätten abspielen, die zusammengefaßten Gebiete sich aufeinander einspielen können. In solcher Spanne müßte der geistige Gehalt der verschiedenen Gebiete ein Lebensverhältnis zueinander gefunden haben. Man müßte, wie etwa in Deutschland zwischen verschiedenen Landschaften, die gegenseitige Art achten gelernt und aus der Mannigfaltigkeit der geistigen Standorte einen gemeinsamen ideellen Nenner gefunden haben, ohne jemand zu verletzen, ohne Annäherung von der einen und Abdrosselung der andern Seite.

Nun haben sich allerdings in diesen zehn Jahren zwei verschiedene Welten staatlich verbunden. Östliche und westliche Lebensart.

Der Osten: Ultrumänien ist äußerlich abhängig von den westeuropäischen Errungenschaften, die erlernbar und nachahmbar sind. Europäische Wissenschaft, europäische Gedanken, europäische Mode bestimmen sein Gebiet und füllen den Zitatenschatz des öffentlichen und privaten Lebens. Wäre der geistige Gehalt eines Volkes oder einer Landschaft nur von diesen Dingen abhängig, die den Willen und Verstand beeinflussen, so könnte man Ultrumänien westlich nennen. Aber die lebensgestaltenden Kräfte liegen im Seelischen, in der kulturellen und moralischen Haltung; in ihr drückt sich das Wesen aus. Sucht man nun im Altreich nach diesem unmittelbaren und unbewußten Ausdruck der westeuropäischen Welt, so findet man ihn selten. Statt dessen aber Züge des östlichen Lebens, wie es sich entfaltet hat in solchen Randgebieten, die unter dem Eindruck einer fremden Kultur stehen und ihrer eigenen Art nicht mehr ganz vertrauen. Eine gewisse Unsicherheit

der feelischen Haltung, ein verstandesmäßiges Sinneigen nach dem stärkeren Gebiet — hier Westeuropa — und gleichzeitig ein ständiges unbewußtes Wiederversinken in das gefühlsmäßige Erbe, das man so gerne aufgeben möchte, kennzeichnet diesen Strich. Das zeigt sich auch im äußern Bild des Lebens: halbausgeführte, selten zu Ende gedachte, immer in neuen Verwandlungen dem Westen angeähnelte Formen drücken ihren Stempel den Städten auf, den Organisationen, der Verwaltung, jedem Zweig des Lebens. Es ist eben ein Randgebiet, wo die geistigen Einflüsse noch keinen Ausgleich fanden, wo außer im Bauerntum noch keine innerlich selbstverständliche und empfundene Form erwuchs.

Auf der andern Seite ein Randgebiet Westeuropas, aber nicht mit den entgegengesetzten Vorzeichen, so als sei auch Siebenbürgen eine Landschaft, wo sich wie im Altreich westliche und östliche Einflüsse noch unentschieden befänden. Hinter Siebenbürgen reckt sich geistig die Sicherheit Europas auf, die den ganzen Osten bis nach China in eine kulturelle Krise gestürzt hat. Was also Siebenbürgen unbewußt bestimmt, ist eine, verglichen mit dem Osten, mächtige Kultur ohne allerdings im materiellen Sinne Siebenbürgen durchwegs zum Kultur-land gemacht zu haben. Gewiß, Siebenbürgen ist Randgebiet, aber ein Randgebiet im Sinne des Westens, geistig erobernd, ausstrahlend seit Jahrhunderten Kolonistenland. Es will sich nicht einem neuen geistigen Zentrum angleichen, sondern es ist längst ein Ausdruck der weltgültigen Kultur.

Diesen grundlegenden Unterschied überbrückt die nationale Verbundenheit der Rumänen in beiden Gebieten, war aber bisher nicht stark genug, ihn zu einem lebenden Ausgleich zu führen. Man besitzt wohl einen gemeinsamen Schatz in der Sprache, Religion, in manchen Sitten und Idealen, in der nationalen Volkskultur, doch nur begrenzt in der Lebenseinstellung, in der Geistesart, die diese Formen erfüllt.

Um diese Geistesart, um die moralische und geistige Haltung, also um das Kulturelle im Leben streiten die Landstriche Ost und West. Es ist ein Kulturenkampf und kein Streit um Recht oder Völkerautonomien und dergleichen äußere Regelungen. Als Kulturenkampf erscheint er bewußt nur den Siebenbürgern; ihnen allein — dies kennzeichnet ihre Art — geht es hier um das Geistige. Die östlichen Rumänen dagegen dünkt die von der ihren verschiedene Haltung ein Verrat an dem Nationalbewußtsein. Sie als diejenigen, die in die Vereinigung den Regierungskörper einbrachen, die deshalb auch

näher am Machtinstrument stehen, alle Hände an den Hebeln der Zeitung, sehen im geistigen Anderssein der Siebenbürger, das sich natürlich in tausend Einzelheiten verrät, einen Widerstand gegen den Staat selbst, und verkennen in der naiven Art des Offens, daß er sich bloß gegen ihre Macht richtet. Und gegen ihre Macht auch nur aus dem geistigen Gegensatz heraus.

So hat sich dieser west-östliche Gegensatz ins Banale verschoben, als er sich auf das politische Gebiet ausdehnte und zuspitzte in eine Auseinandersetzung zwischen der Nationalpartei und den Liberalen. Die Nationalpartei tritt tatsächlich als die westliche Partei auf und das gibt ihr auch einen geistig gültigen Wert, sie hat außerdem die territoriale Begrenzung des kulturellen Gegensatzes dadurch, daß sie sich auf das Altreich ausdehnte, aufgehoben und horizontal auf das gesamte Land ausgeweitet; es kämpfen in ihren Reihen, gleichgültig, ob sie sich aus Siebenbürgen oder dem Altreich auffüllen, Menschen, die dem Westen mehr zugeneigt sind. Der Kampf ist damit in einen lebendigeren Ideentausch von Mensch zu Mensch getreten und seiner provinziellen Bedingtheit entkleidet. Er hat aber dadurch, und weil er sich in hundert praktischen Forderungen besonders der Bauern — die ja der geistigen Auseinandersetzung ferner stehen — verzettelt, auch wieder an Entschiedenheit verloren. Die Nationalpartei begreift gewiß die kulturelle Sendung des Westens in Rumänien, doch kann sie ihr, eingespannt in den Machtkampf und von tausend Mittläufern verheert, nicht mehr so glaubhaft wie früher entsprechen. Der Kampf mit dem Osten hat sie selbst veröflicht.

Wenn sie trotzdem in der Politik Vorposten Europas stellt, so deutet dies wieder auf die lebendige Stärke des Kulturenkampfes selbst in der politischen Bahn. Nur bedauert man hier, daß die Nationalpartei eine politische Terminologie aus Europa verwendet und als Leitfaden auch glaubt, die veraltet ist. Die überschwenglichen Hoffnungen, die sie an die Demokratie knüpft, hegt heute westlich des Landes niemand mehr. Wir brauchen natürlich eine wirklich demokratische Zwischenzeit von Jahrzehnten in Rumänien, damit das Land im simplen Sinne des Wortes einmal aufatme, das heißt: wir brauchen ein Regime, das bürgerliche Rechte und Freiheiten gewährt und schafft, aber keine Regierung der demokratischen Massen, der zufällig die Mehrheit. Die Nationalpartei glaubt an den Wert der Wahlrechtlichkeit mit rührender Stärke, als lebten wir noch vor dem Weltkrieg, was bedeutet eine Lockerung ihrer geistigen Beziehungen mit dem Westen

und überdies — in seinen, der Partei selbst unbekannten Wirkungen — eine Überbetonung der nationalistischen Einstellung, die sich zum Schaden Europas so leicht mit der Demokratie in dem Augenblick verbindet, wo eine Nation sich der demokratischen Machtmittel eines volksgemischten Staates bemächtigt.

Die Nationalpartei ist also keineswegs eine vollgültige Verkörperung des westlichen Geistes in Rumänien. Die Einwände gegen sie sind gleichzeitig auch Befürchtungen der Minderheiten.

Der Kulturenkampf ist im Grunde eben kein politischer, sondern ein Ideenstreit. Die Stellung Siebenbürgens darin eine Idee — und diese Idee hat erst durch die Schaffung Großrumäniens und die Ausdehnung der Nationalpartei auf dessen Gesamtgebiet an Weite und lebendigen Anknüpfungspunkten gewonnen. Erst jetzt wird sie zur Entscheidungsfrage für die Geistigen des Landes.

Wie stellen sich nun die rumänischen Geistigen dazu?

Es ist klar, daß die altrumänischen Führerkreise, weil sie die kulturellen Gegensätze als politische auffassen, bis zum Rande mit Mißtrauen gefüllt sind. Zu diesem Mißtrauen bestimmt sie ihre Vergangenheit. Es gibt wohl niemand, der so wenig des Vertrauens in den Nächsten fähig ist. Das ist begründet im öffentlichen Leben und in Geschäften des Landstrichs. Weitet sich aber das Mißtrauen auf das Leben Siebenbürgens aus, so ist von vorneherein die geistige Auseinandersetzung verhindert. Es entsteht eine geistige Atmosphäre, in der die Verdächtigung der bewegende Antrieb ist.

Nun ist zu jeder geistigen Fühlungnahme Vertrauen Ersterfordernis; wo es fehlt sinkt die Auseinandersetzung auf die Ebene der Geltungssucht und des Eigennuzes. Man kann sagen, der Kulturenkampf in Rumänien ist ein Kampf um das Vertrauen.

An diesem Vertrauen gebricht es auf allen Gebieten, nicht bloß dem Ideenfeind gegenüber, sondern auch beim Freunde. Deshalb greift man in die Luft, wenn man überhaupt nach einem geistigen Sammelort, nach einer Klasse, etwa den „Geistigen des Landes“ sucht. Erst wenn die Ideale der Nation erwähnt werden, erst wenn man von der Größe der Nation, von jener ersehnten Nationalkultur spricht, erschallt allgemeiner Beifall. Will man sehen, worin sich diese so oft besungene kulturelle Verbundenheit ausdrückt, weil sie sich selbst in Taten bekennt, so findet man keine Einigkeit. Es gibt unzählige Fälle, die geeignet wären, die Geistigen als Klasse auf den Plan zu rufen und wenn es nur zum Proteste wäre gegen einen der Kultur

Lebendigen Tatbestand — niemals erklingt die gemeinsame Stimme der Geistigen, ja nicht einmal ein Häuflein meldet sich zum Wort, nur müßige Einzelne. Man sollte nun meinen, daß die siebenbürgischen Rumänen, die früher ein starkes Band auch in diesen Dingen einte, noch verbunden seien. Man sucht sie heute vergebens.

All dies ist als Erscheinung im kulturellen Leben so aufregend, daß es einer Untersuchung bedarf.

Man findet hochgebildete, kluge Menschen genug, aber dies — woraus Kultur erwächst — eine Gesellschaft, eine öffentliche nur an geistigen Dingen ausgerichtete Meinung, die sich bestimmten Tatsachen gegenüber offen und entschieden verhält, fehlt. Richtungslosigkeit herrscht, wo es in der geistigen Entscheidung nur eine Stellung gibt. Das politische Interesse dringt in die Arelse ein, die durch Beruf und Verstand ausgleichend und wegweisend wirken müßten, und führt in einfachen Fragen zu den verworrensten Antworten, die alle dem nationalen Bestand zu dienen sich brüsten, wenngleich dieser in den meisten Fällen gar nicht berührt ist. Man steht den Fragen zu weit, die Europa geistig beleben. Man erfährt sie verstandesmäßig, lebt aber nicht aus ihnen, weil man nicht in dem Milieu wurzelt, aus dem diese erst erwachsen; daher kann sich bloß der einzelne besonders Veranlagte oder dazu Erzogene auch glaubhaft und entschieden zu geistigen Angelegenheiten einstellen, deshalb findet er keine Genossen. Die andern, die durch ihre Bildung dazu geeignet wären, verharren in dem engbrüstigen Provinzialismus, in der unschöpferischen Sphäre der Interessen, Geräusche und Feste. Sie verstehen die geistige Bedeutung, die ihrer Stellung zukäme, nicht zu erfüllen, weil sie geistige Fragen mit Eigenwünschen verquicken, weil die Sache an sich auf sie nicht einwirkt.

Dieser Zustand, der von Jahr zu Jahr mehr verschwinden muß, nicht etwa, weil die ihm Versunkenen ihn durchschauen, sondern weil mit dem mächtigen Eindringen westlicher Ideen auch deren geistige Atmosphäre sich ausbreitet, erscheint dadurch bedenklich, daß die siebenbürgische geistige Schicht darin aufgegangen ist. Man sieht sie nicht mehr. Ihre Glieder sind zerstreut, teils in Ämtern, teils in der Politik festgefahren. Wollte man heute fragen, worin und wie sich die Geistigen der siebenbürger Rumänen geschlossen ausdrücken (außer in der Nationalpartei), so gibt es keine Antwort mehr. Sie sind geistig beinahe alle stumm geworden.

Sie sind aber nicht verschwunden. Man fühlt sie in tausend Gestalten, man hört ihre Anklagen, nur — man sieht sie in bewußter

Zusammenarbeit nicht mehr wirken. Soll es beklagt werden? In vieler Hinsicht gewiß. Hören wir die folgende Erwägung, die diese Entwicklung als günstig bezeichnen darf.

Der Kulturenkampf, den ich hier aufzeigte, äußert sich in der Unzufriedenheit der Siebenbürger, von der man täglich lesen kann. Man weiß zwar nicht mehr, wo und in welchen Kreisen sie sich vergeistigt, aber man merkt sie in allen Kreisen vom Bauern angefangen. Auch im Mißtrauen des Altreichs. Dahinter steht eben der kulturelle Gegensatz, etwas von vornherein Gegebenes, eine Lebensweise, etwas unendlich Einfaches, schlechtweg ein Verhalten — ist es da nicht günstiger für dessen Werbekraft auf das geistig-vage Lebensgefühl des Ostens, daß sich ja dem Westen geistig und gefühlsmäßig anschließen will und bloß noch nicht kann, wenn der Kampf aus der Auseinandersetzung höherer Klassen ins einfache Leben versetzt wurde, seitdem die siebenbürgische rumänische Intelligenzschicht in Einzelpersonen zerfiel und sichtbar nur politisch noch zusammenhält? Ich glaube doch, weil damit die Theorie, die sich in jeden solchen Kampf einschleicht, ausgeschaltet wird und schließlich nur Mensch dem Menschen gegenüber steht in einfachen Tatsächlichkeiten. Der klarere, moralischere, in seiner kulturellen Haltung werthafter Bestimmte bewegt sich ohne Disput vor dem andern, uneinheitlicheren, aber auch richtungsbedürftigeren und egoistischeren. Im Augenblick, und soweit man die persönlichen Vorteile betrachtet, wird er natürlich unzähligemal von diesem ausgenutzt werden, aber hinter ihm steht als unverfügbare Kraftquelle Europa.

Betrachtet man so die geistige Lage Rumäniens auf lange Zeit hinaus, wird kein Anlaß zum Schwarzsehen sein, auch keiner zu schnell erfüllbaren Hoffnungen. Auf der einen Seite wird dieses Eindringen westlichen Kulturguts im einfachsten Lebensverhalten durch Siebenbürger und durch alle deren Geist zugeneigten Menschen, wo immer sie im Lande siedeln, geschehen und damit erst die Atmosphäre sich bilden, in der eine geistige Bestimmtheit auch der höheren Klasse erwachsen kann.

Die Rolle, die die Minderheiten in diesem Kulturenkampf spielen, habe ich früher schon erwähnt.¹⁾ Der jetzige Stand der Dinge aber macht es erklärlich, weshalb in zehn Jahren von einem geistigen Verständnis für uns bei den leitenden Kreisen keine Rede sein konnte, weshalb die Verbindung zwischen den rumänischen und unsern Ge-

¹⁾ „Minderheitenlos und -Minderheiten“. Singsor, Dezember 1927.

Misbelen beinahe unmöglich und nur auf Einzelfälle beschränkt ist. Die Sprachen, die wir sprechen, sind nicht bloß in nationaler Bedeutung verschieden. Deshalb waltet das Mißtrauen, das in geistigen Fragen nie am Platz ist. Die wenigen, die dies verstehen, können heute nichts anders tun, als es bekämpfen, indem sie dagegen leben.

Man wirft mir vielleicht vor, mein Aufriß sei einerseits zu schwarz, andererseits wieder zu hoffnungsfroh. Ich wende wider das letzte bloß ein, daß die Ueberspannung der nationalen Gegensätze in Europa schneller, als wir noch heute erwarten, einem europäischen Gesamt-empfinden weichen und daß die innern Verhältnisse der Staaten sich bald nicht mehr als Hemmungen der allgemeinen Interessen Europas gestalten werden können. Das gemeinsame Gut Europas ist seine Kultur, um die in Rumänien noch gekämpft wird. Das ist in den zehn letzten Jahren schon so stark ins Bewußtsein des Erdteils getreten, wie nur einst im Mittelalter. Jede geistige Gesinnung führt zu Taten und deren gute Wirkungen werden Rumänien einschließen.

Das sind die Aussichten und gleichzeitig die größten Hoffnungen im Kulturenkampf dieses Landes, daß daraus seine Wiedergeburt erfahren wird in einem größeren Sinne als es chauvinistischen Schreibern heute vorschwebt, die jeder Art die gleichen Maße anlegen wollen und damit das Leben und den Geist ab schnüren.

10/1928, Seite 381-382

Setzt
382

Der sächsische Dichterabend in Klausenburg

Von Heinrich Zilleh

Vor einigen Monaten ludete der siebenbürgisch-ungarische Dichterkreis „Erdélyi Helikon“ mehrere siebenbürgisch-deutsche Schriftsteller ein, in Klausenburg einen Vortragsabend aus eignen Werken zu veranstalten. Am 17. November fand er statt.

Ich habe die tiefe Herzlichkeit, mit der uns dieser Kreis entgegentritt, schon einmal erlebt, jetzt aber, wo Innigkeit und Freundschaft uns begeisternd und doch in solcher Stärke unverdient umfingen, war Befangenheit unsere erste seelische Antwort. Wir, ein Häuflein — Otto Folberth, Egon Hajek, Hermann Klöß, Adolf Meschenbörsfer, Erwin Willstock und ich; Bernhard Capeslus war verhindert zu erscheinen — standen da inmitten eines Jubels, einer Zuneigung, die uns beim Auftreten in dem überfüllten Saale nie erlebt entgegenbrauste. Was war denn angesichts dieses offen dargebrachten Geschenkes das unsere? Gedichte und Novellen, die jedermann wo immer lesen kann? Nein, es war nicht dieses Künstlerische allein, was auch uns in dem allgemeinen Jubel mitklingen hieß, ihn innerlich beantwortete, ihn unverdient bewirkte. Es war die Tatsache, daß wir da standen als Abgesandte eines neuen siebenbürgischen Geistes, über den auch wir schon gesprochen, geschrieben, gestritten hatten und der sich nun hier zum erstenmal tätig bekannte.

Abgesandte keiner Körperschaft. Wer hätte uns Dichter des deutschen Volkes in Siebenbürgen auch schicken sollen, die wir so manchem offiziellen Tropf als unbequeme Schreiber erscheinen? Wer aus den Zirkeln, die an fast allen Stellen unseres Lebens den willsfähigen Durchschnitt bevorzugen, der ihre Ruhe nicht stört, sondern sättigt, und wer aus der Masse, die heute führt und nicht weiß, daß Kultur ein Volk bedeutsam und stark macht, hätte uns schicken sollen? Ja, wenn unsere offizielle Welt die gleiche geistige Weite hätte, wie die ungarische, die ihren Dichtern Wege, Wort und Wirkung ebnet, die uns hier so empfing wie es kein geistiger Sachse jemals zu Hause erleben wird, ja dann hätten wir sagen können: wir stehen da und bringen Grüße, weil wir wissen,

hinter diesem Schrift zu euch, der geistig mehr bedeutet als hundert politische Verabredungen, steht unser Volk. Statt dessen konnten wir nur schweigend feststellen, daß in unserem Volke sich höchstens einige Journalisten tiefer dafür interessieren.

Und doch waren wir hier in einem edleren Sinne Abgesandte des Volkes und dessen Wortführer, die ein anderes Volk verstand und feierte. Es war zum erstenmal, daß — ohne politische Absichtlichkeit — ein siebenbürgisches Volk die geistigen Arbeiter eines Nachbarvolkes zu sich rief, um ihnen zuzuhören, in ihrer Dichtung einen Ausfluß des eigenen Daseins und der gemeinsamen Heimat wiederzufinden. Über diesem durch Blut gedüngten Boden, über diesen siebenbürgischen Landschaften, zerteilt und verheßt durch Dummheit und Eigennuß, wurde hier ein Band geknüpft, fernab ausmüßbaren Zwecken, das geistige Band des Lebens, das allein unmerklich wirkend ein Volk bildet, nährt und formt — also gerade jener Quell wurde hier eröffnet, der das Volk zur Kraft führt.

Es wurde hier offen vor aller Welt ein Baustein gelegt, auf dem dieses Land sicher ruhen kann. Der Jubel im Saale, die tiefe Freude auf dem Bankett, der folgende Tag, wo sich Fest und Gedankenaustausch, immer inmitten der ungarischen Gesellschaft, die unendlich freigebig und mitschwingend all dies trug, war gewiß nur ein Zeichen, gewiß nur der erste Überschwang eines guten und schönen Gefühls. Aber ging ihm nicht voran ein monatelanger Austausch von Vorbereitungen, ein Fragen und Beantworten in anderen Entscheidungen, reichte man nicht einfach die Hand hin und sie wurde nicht bloß ergriffen, sondern über den Handdruck hinweg floß schon die sachliche Arbeitsverbindung?

Ja, so war es! Was dort in Klausenburg, mächtig belebt von einer geistigfreien Gesellschaft, geschah, war das erste Manifest des Geistes, der dem kleinen Heute zum Trotz Siebenbürgen ein neues Kleid anmißt. Ein solches schneiden ihm nicht die Bratendreher der Politik, die nach Abstimmungen und Zwecken allein fragen können, sondern der Geist, dem wir Platz schaffen wollen, indem wir in Kunst und Leben der Idee dienen, die uns in Siebenbürgen durch dessen weltliche Aufgabe gegeben erscheint.

Darüber mehr zu sagen, ist hier nicht nötig. Wer diese Zeitschrift las, weiß davon. Danken aber, mit dem wehen Gefühl danken, daß bei uns Deutschen hierlands vielleicht der äußere Körperschaftsgürtel straffer liegt, doch die innere geistige Freiheit und Bewegtheit nicht größer ist, danken wollen wir den Dichtern und den Kreisen Klausen-

burgs, die uns durch ihr Zuklingen mehr als eine Ahnung dessen gaben, was uns nottut und was in den weiten Strichen der Bevölkerung fehlt wie das Brot.

ikgS
Kup 12/1928, Seite 441-443
Retn

KunstgenießerVon Heinrich Zillich

Bei Kunstausstellungen beobachte ich immer auch die Besucher. Ein Teil von ihnen tritt mit dem peinlichen Gefühl ein, von den anderen Gästen in Augenschein genommen zu werden. Da stehen sie herum, machen einige lahme Schritte nach vorn und nach hinten, schießen plötzlich vor ein Bild und sehen. Nach kurzem hebt sich meist ihr Arm etwas, als sagten sie: ja, ja, das habe ich nun gesehen. Dann treten sie vor das nächste Bild. - Ein anderer viel größerer Teil hat den Mut, in der Öffentlichkeit zu bestehen. Sie begrüßen als erste Handlung irgend einen Bekannten. Das gibt ihnen die betonte Daseinsberechtigung, die sie bei so sichtbarem Auftreten zeigen müssen. Dann aber überblicken sie mit einem Blick die Ausstellung, betrachten sehr

kurz ein Bild und urteilen gleich darüber. Sie warten nicht, ob das Bild etwas zu geben hat; sie messen es sofort an den Eindrücken, die schon in ihnen liegen. Sie urteilen deshalb auch nicht in einfachen, klaren Worten: dies gefällt mir, dies nicht. Nein, sie sagen: ich finde, es ist etwas zu matt. — Die ganz Sicherem lassen sich auf die Farben oder Formen ein und meinen: dieses Blau könnte tiefer sein. Dabei treten sie womöglich ganz nahe an die Leinwand und grenzen mit dem Finger die bestimmte Stelle ab.

Gewiß, so ähnlich wird sich auch ein verständiger Kunstfreund äußern, aber für den Beobachter genügt die Nuance des Tons und der Haltung bei solchen Urteilen, um zu merken, ob sich ein sicheres Gefühl äußert oder nur ein Einsinn, eine augenblickliche Überlegung, die in der nächsten Sekunde einem Einwand erliegt.

Es ist nicht angenehm einzugestehen: ich fühle mich unsicher und weiß nicht, ob hier ein Wert vorliegt. Deshalb die Mantelschwenkeret, die ihr kleines menschliches Recht habe.

Warum aber warten diese Besucher nicht mit ihrem Urteil, warum schweigen sie nicht und versuchen sich mit dem Bilde selbst auseinanderzusetzen, weshalb haben sie nicht Geduld, es lange anzusehen, wie etwas Fremdes, Unbekanntes, das zu sprechen die Aufgabe hat? Denn dies dürfte doch stimmen, nicht der Besucher steht im Saal, um den Bildern etwas zu geben, sondern die Bilder sollen ihn bereichern. Tun sie es nicht beim ersten, sekundenlangen Betrachten, so vielleicht in der ersten Minute. Ist es nicht bessere Zeit, sich dann erst kritisch zu äußern, wenn man seiner Kritik sicher zu sein glaubt? Diese kurze Geduld wird einem viel mehr über das Wesen der Kunst, viel mehr künstlerisches Erleben geben, als die rasche und vage Entscheidung, die doch nur das eigene so wohlbekannte Ich unterstreicht.

Die Ehrfurcht vor der Kunst fehlt, es fehlt aber noch etwas, die Klugheit, die einem klar machen müßte, daß der Künstler wahrscheinlich mehr von der Sache versteht als der Laie, der natürlich sein volles Recht hat den Künstler zu beurteilen. Was heißt aber, „die Sache verstehen“? Es kommt nicht darauf an. Auf das künstlerische Erlebnis kommt es an, und das geschieht im Betrachter selbst. Auf dieses zu warten, muß gelernt werden. Durch Unvoreingenommenheit und Einsinn. Und erst wo es sich versagt, wird die Kritik nach den Gründen suchen und sie für sich auch zwingend (und immer subjektiv) festlegen. Die kleine Spanne der Erlebnisbereitschaft, dieser kleine Dienst der eigenen Offenheit, des eigenen Hörens, das allerdings ist die Brücke zur Kunst.

427
Kap 11/1928, Seite 426-427

bürgischen Städten im November und Dezember war für unsere Theater-
verhältnisse lehrreich. Seitdem das Deutsche Theater keine Subvention
von einer Vereinigung erhält, spielen nur privatangeworbene Truppen,
deren Spielplan und Güte wesentlich von den Einnahmemöglichkeiten
abhängen. Ja, die wirtschaftliche Rentabilität ist vorwiegend bestim-
mend geworden, sie entscheidet darüber, ob wir überhaupt deutsches
Schauspiel sehen oder nicht. In unserer Lage aber ist das Wenig
immer besser als ein Nichts. Die wirtschaftlich gesteckten Grenzen
ermöglichen - und dies ist in Zahlen klipp und klar auszurechnen - nur
Truppen, die so und soviel kosten. Eine im Durchschnitt entsprechende
Truppe wird man, wie gerade unser Beispiel lehrt, leichter bekommen
als einen hochwertigen Spielplan. Die Schauspieler, die nur für kurze
Zeit zu uns kommen, kennen bloß die Rollen der Stücke, die im Spiel-
plan der großen Bühnen stehn. Neueinstudierungen sind zu kostspielig.
Ich habe selbst einigemale versucht, ein literarisches Repertoire bei
Truppen durchzudrücken, die wie die letzte durch das Konzertbüro
Klingsor engagiert waren. Es scheiterte an den Kosten der Neueinstu-
dierung.

Ich griff vor einigen Jahren ziemlich stürmisch in die Theaterdis-
kussion ein. Nun habe ich zwar nicht gelernt mich zu bescheiden, aber
berücksichtigen muß ich manches, was solange maßgebend ist, als nur
private Unternehmen den Mut aufbringen, eine so gefährliche Sache
wie das Deutsche Theater in Rumänien zu wagen. Wenn dies hier auch
pro domo gesprochen zu sein scheint, ist es nicht weniger wahr.

Ein Vorteil liegt in dieser Regelung allerdings auch: die Truppen
sind eingespielt. Diesmal besuchten uns keine Schauspieler mit großer
Begabung, aber fast alle waren gute Kräfte in einem flüssigen Zusam-
menspiel, das durch den sehr belanglosen Spielplan mehr unterhaltend

als bildend wirkte. In Kronstadt war eine frische Belebung des Bühnenbildes im Vergleich zu früheren Vorstellungen angenehm bemerkbar.

Die Idee, die dem Spielplan zugrunde lag, sollte eine Übersicht über die heute meist gespielten Stücke geben. Nun - der Überblick hat kein erhebendes Resultat. Lustspiele und mehr derb wirkende als vertiefte Dramen geben kein Resumee der heutigen Dramendichtung, wohl aber einen Notstandsbericht der großen deutschen Bühnen, welche lieber die aus dem Ausland bekannten Kassenstücke aufführen als sich mit dem Risiko belasten, das jede Uraufführung eines literarischen Stückes, bedeutet. Es gibt durchaus wertvolle deutsche Schauspiele der Gegenwart, sie werden zu spielen nicht gewagt. Und wir leiden an der Not der deutschen Bühnen ebenso mit, wie wir von ihnen abhängig sind.

Kpf 1/1928, Seite 35-36 ← betst

Gemäldeausstellung Eduard Morres in Kronstadt. Im Blauen Saal fand im Dezember 1927 eine umfangreiche Schau der letzten Arbeiten von Eduard Morres statt. Der Künstler hat in den letzten Jahren Fortschritte gemacht. Die Bildhaftigkeit seiner Gemälde hat gewonnen, ich meine damit die sichere Auswahl eines hübschen Motivs und dessen Umsetzung in eine augenfällige Wiedergabe. Nun ist dies aber nicht unbedingt ein Lob.

Morres wählt fast ausschließlich freudige Motive. In keiner seiner Landschaften fehlt ein farbiger starker Kontrast, der äußerlich gegeben ist. Fast immer ist es die Sonne, die das Geheimnis farbiger Wirkung bei ihm vermitteln soll, einmal ein aufsteigender Nebel. Es wird damit die Natur gewissermaßen dort gefaßt, wo sich ihr Geheimnis im Tage offen oder handelnd leicht darbietet. Es ist erblickbar, nicht innewohnend.

In einem Aufsatz der Kronstädter Zeitung, den Morres in den Tagen der Ausstellung veröffentlichte, nennt er als wesentlich der abendländischen Malerei: naturalistische Darstellung der Natur und als geistigen Antrieb darin die Lust zur Erfassung des Räumlichen. Es liegt also im Raum das Geheimnis der Natur, wie wir Abendländer sie allein empfinden sollen oder können. Wenn ich nun von Morres dem Kunstfreund, den zulässigen Schritt zum Maler tue, um dort jenes Naturgeheimnis zu finden, so muß ich wohl seine Fähigkeit, räumliche Fernen, Himmel, Tiefe der Landschaft zu malen feststellen, aber diese Weite hat keinen besonderen Akzent, ist augenfällig - gewiß - aber nicht "tönend vom Geheimnis letzter Findung". Wenn schon der Raum das malerische Ziel sein soll, so muß sich in seiner Wiedergabe und durch allen Naturalismus der Lebenssinn, der Urgrund, das wirkliche Geheimnis oder wenigstens ein Geheimnis ausdrücken. Der abgemalte Raum ist höchstens ein Beweis für Handfertigkeit, der beseelte Raum ist künstlerisches Werk. Jene Beseelung ist bei Morres äußerlich: sonnig, augenfreudig, nicht von tief her. Der Mangel an eigenwüchsiger Durchseelung

zeigt sich in Kleinigkeiten: das Gras ist gemalt, aber es fehlt ihm das Herbe, Windgekühlte, was Gras ausmacht, die Tannen sind da, geben aber den Eindruck ihrer Nadelhaftigkeit nicht, die Porträts sind ähnlich, enthüllen das Modell aber nicht. Es fehlt der Stil in den Gemälden, die Vereinfachung, die Sachlichkeit und im Grunde auch der Naturalismus der Wiedergabe – all dies macht den Künstler aus, daß er einen Stoff in seinem Wesentlichen wiedergebe. Die Bilder von Morres sind mit Fleiß, Überlegung und Liebe gemalt, aber diese sympathische Werkehrlichkeit hat keine Zusammenfassung durch einen Stil.

Dadurch sind die Bilder so populär und so leicht faßbar, daß Morres immer das Publikum auf seiner Seite haben wird. Kein sächsischer Maler hat wie er die Aussicht, immer gefolgt von Verehrern mit seiner Entwicklung viele Menschen zu höherer künstlerischer Einsicht zu verlocken. Ob er aus der Station, wo er jetzt hält, zu jener Steigerung findet, die ihn der gegenwärtigen Einschränkung entkleidet, ist der Zukunft und seinem Ausharren im Kampf eigener Vervollkommnung anvertraut.

Heinrich Zillich

Rundschau

*für Roster
für Vortrag*

Religiöses Potpourri. In der Zeitung wurde ein Vortrag Dr. Franz Oberths aus Mediasch über „Religion und Kunst“ so angekündigt:

Rehr { Zunächst werden mit Musik statt begleitender Worte 10 „unendliche“ Landschaften von folgenden deutschen Romantikern gezeigt: C. D. Friedrich . . . dann folgen Bilder von Millet . . ., aus denen der Kampf gegen das kleinlich Erdgebundene in Auseinandersetzung mit dem Tode, in der Erlösung im ewigen Geiste erkenntlich wird. . . . Seit Christi Geburt ist der Tod unser Freund geworden. Dies feiern die folgenden seelentiefen religiösen Bilder von Rembrandt. . . . Zum Schluß wird Ludwig Richters: Christnacht, mit Weihnachtsmusik den tiefen Sinn der Weihnachtszeit verherrlichen.

Es wurde also der tiefe Sinn der Weihnachtszeit mit Bildern, Bibelworten, Musik und Freund Tod gereicht. Die Heilsarmee trommelt Gott auf den Plätzen aus. Wir sinnigen Deutschen gehen in die Hermannstädter Johanniskirche und sehen uns dort das heilige Kabarett an, bei dem der Kampf gegen das kleinlich Erdgebundene im ewigen Geiste „erkentlich“ wird.

Die Maler können für diese Ehre allerdings nicht mehr erkenntlich sein und die Musik ist hilflos; sie wird gemacht. Der Kirche schadet es auch nicht, denn der ewige Geist hat bei Beginn der Vorstellung das Lokal verlassen.

Die Banater Nachtigall. Im Banat fehlten bis 1919 deutsche Schulen und so schreibt man dort ein seltsames Deutsch. Es wird sich ändern in einigen Jahrzehnten. Bis dahin gehe es, wie es geht. Mitunter aber paart sich sprachliches Unvermögen mit einer kritischen Lustigkeit; die zeugen dann in einer Besprechung der Operette „Die spanische Nachtigall“ folgendes:

Rehr { Die Handlung ist einfach und unkompliziert und spielt sicher nur dem gutklingenden Titel zuliebe im Lande der Stiergefechte. Denn überall kann es passieren, daß eine Dolores vom Zeitungsmädchen zur gefeierten Künstlerin aufrückt und dabei von einem Geliebten verlassen wird, um den zweiten prompt selbst abstoßen zu können. Das wäre so die Gerade des Stückes, das mit guten Nebenrollen für drei Akte gespickt ist. Von dem Wiß, der darin verzapft wurde, wird man einfach breitgeschlagen und die Lacher kommen gut auf ihr Bedürfnis.

Was bloß die gute Verdauung der Temesvarer mit der Operette zu tun hat? Erfreulich ist sie unbedingt.

Heinrich Zillich

Transylvanica. Es gründeten einmal fünf Siebenbürger eine Bank. Der erste war 80 Jahre alt und Presbyter von Beruf, der wurde Bankpräsident. Der zweite war 60 Jahre alt und im Kreisausschuß, der wurde Prokurist. Der dritte war 50 Jahre wert und in der Gemeindevertretung, der wurde Kassier. Der vierte und fünfte waren Bankfachleute im Alter von 40 und 30 Jahren, die mußten warten, beschied man sie, bis zum 50. oder 60. oder 80. Lebensjahr. Sie starben beide vorher, kurz nachdem die Bank gestorben war. Der Präsident, der Prokurist und der Kassier blieben am Leben, um eine neue Bank zu gründen.

Sieht ein Kronstädter einen Hermannstädter, so sagt er: „Zum Teufel, was wird mich das jetzt kosten?“

*

In einer vornehmen Hermannstädter Gesellschaft, wo es aristokratisch, aber in den Grenzen der Gulbürgerlichkeit, immerhin geistig frei, ja bohémehaft, dekolletiert noch bedeckt, wenn auch voll Kultur, doch ohne Vorurteile zwischen indischer Philosophie und russischer Hingabe, Pariser Geschmack und Berliner Wizen, Wiener Musik und Bukarester Bonmots gentlemanlike zugeht, sagte in jenem leichten Plaudertone, der die Schmeicheleien verdeckt und den Neid zu Schmeicheleien verwandelt, wobei die Schmeicheleien wieder nur Neid sind, während ein Lächeln die Mitte hält zwischen Selbstvertrauen und Etikette, in diesem Plaudertone sagte jemand — ja, was er sagte war aristokratisch, in den Grenzen der Gulbürgerlichkeit, immerhin geistig frei, ja bohémehaft, wenn auch voll Kultur, doch ohne Vorurteile, gentlemanlike, ein leichter Plauderton, wobei ein Lächeln die Mitte hält zwischen Selbstvertrauen und Etikette.

Es gibt in den Kleinstädten Käuze meist jugendlichen Alters, die in ihrem Kämmerlein einen Aufstand gegen die Grußformeln führen und Verbesserungen ertüfteln. Es sind Kurzdenker, die den einleitenden Zweck einer Anrede nicht erfassen. Weil sie dem Inhalt eines Schreibens niemals klar gegenüberstehen, versuchen sie am Unwesentlichsten ihren Witz und machen die Anrede bedeutsam. So schreibt mir einer stets nur „Geehrter Herr“ anstatt „Sehr geehrter Herr“. Erst weil es fehlt, werde ich gewahr, daß das „sehr“ in der üblichen Floskel wohlthuend gewöhnlich ist und ohne einen Gedanken zu wecken frischweg zum Inhalt weiterführt. Ein „Sehr verehrter Herr“ nimmt man hin, man fühlt es kaum; doch in der Kargheit der Anrede, die einen nur ehrt, aber nicht wie alle Welt „sehr ehrt“ sieht man sich plötzlich einer Wertung ausgesetzt, die von „geehrt“ zu „verehrt“ ansteigt, in beiden Graden noch durch ein „sehr“ erhöht. Damit steigt auch das Bild des Menschen, der aus der Alltäglichkeit eine Entscheidungsfrage macht, heiter auf. Sein Stolz verbietet es ihm, mehr zu geben als das Wort sagt, aber er vergißt, daß kaum jemals ein Mensch den andern „ehrt“ — so lasse er das Wort, will er schon folgerichtig sein, weg und schreibe „Herr“. Aber bin ich ein „Herr“? — Wenn die Wahrheit in die Titel eindringt, wo ist ein Ende der Lüftelei abzusehen! — Ich kenne manche, die keiner Dame die Hand küssen, weil sie sich vor niemand „erniedrigen“ und ich kenne welche, die jeder Dame die Hand küssen, weil „man jeder Dame die Hand küßt.“

Es gibt noch Bekenner!

Auf der Straße schreien zwei Männer miteinander, ein großer und ein kleiner. Beide beschimpfen sich unflätig. Plötzlich schlägt der Große zu und der Kleine purzelt in den Schnee, mehrlos ausgeliefert den Hieben, die kunstgerecht auf ihn niederprasseln.

Einige Leute rundum mischen sich ein und da stehen nun die beiden, klopfen sich den Schmutz von den Kleidern und tun so als wären sie davon ganz in Anspruch genommen. Ein Zuschauer sagt, ein alter Herr: „Gebt euch die Hand. Da habt ihr euch geprügelt — was sind das nur für Geschichten! Aber ihr wart ja geärgert, das kann man verstehen. Doch jetzt seid ihr nicht mehr geärgert.“

Die Raufbolde gucken sich in die Augen.

„Sei, du Dummkopf!“ sagt der eine staunend.

Und der zweite schüttelt noch bedenkllicher den Kopf: „Was bist du doch für ein Esel!“

Dann gehen sie selbender ruhig ab.

Heinrich Zillisch

Transylvanica. Ich verstehe, daß unsere musikalischen Vereine eine wichtige nationale Arbeit leisten, eine künstlerisch gültige wird ihnen nur selten beschieden sein. Der Grund dafür ist das Vereinsleben selbst, das den starken Beschränkungen kleinstädtischen Daseins unterstellt ist. Deshalb kann auch die Kritik einer solchen Tätigkeit nicht absolute Kunstmaße anlegen. Ließt man aber die spaltenlangen Aufsätze über Vereinsaufführungen in den Aokeltaler Blättern, worin jeder Teilnehmer eine Lobeshymne einheimst, die in einem Großstadtblatt den Ausgangspunkt für eine Caruso-Laufbahn bedeuten würde, so ist es einem um die künstlerische Zukunft des Erdballs nicht mehr bange.

In der Unterstadt Hermannstadts verlor ein Pfarrer einen Rosenknopf. Der Fall wurde in einer Versammlung der „Unzufriedenen“ zur Sprache gebracht und einstimmig als Verschleuderung nationalen Gutes bezeichnet, woraus ersichtlich sei, wie schlecht der Haushalt der Kirche geführt werde.

Das Landeskonsistorium, davon in Kenntnis gesetzt, verkündete im Tageblatt, es möge uns Gott vor Schwarzsehern bewahren.

Einem sehr hohen sächsischen Herrn entfuhr einmal ein kräftiges Windchen.

Da sagten die Hermannstädter, es sei im Dienste des Volkes geschehen, man möge darüber nicht zu laut sprechen, denn die Sache erfordere Feinsühligkeit, man lasse sie am liebsten nicht über Hermannstadt hinausdringen. Vielleicht auch könnte ein Ausbruch —

Da fielen die Schäßburger ein und sagten, man solle bei der guten alten Sitte bleiben. Im übrigen seien alle hohen sächsischen Herrn in Schäßburg geboren.

Da fragten die Mediascher, ob es Geld koste.

Traurig sprachen die Bistritzer, man habe ihnen nichts von der Sache mitgeteilt. An sie denke niemand.

Aber die Kronstädter pollerten, solche Winde wie diese könnten sie ebenso gut blasen.

Da waren alle aufeinander böse.

Ich finde manchmal Aufsätze in unserer Presse, worin über die Verderbtheit der Sitten geklagt und in einer biedermeierlichen Weise die gute alte Zeit gelobt wird. Da wird zum Beispiel mit dem bewährten Ton nationalen Stolzes verkündet, die sächsische Frau sei sich zu gut für „moderne“ Ausschweifungen. Wie der Augenschein und noch mehr der Anlaß zu solchen Klagen lehrt, ist sie sich gerade gut genug für die kurzen Röcke und modischen Tänze und was sonst noch zur Verdammungsliste derer gehört, die bei uns die laure Gilde bilden.

Das Tantengejammer tönt zu allen Zeiten, aber es stimmen noch manche mit ein, die rasend würden, wollte man sie den Winkelliefen gleichstellen. Und doch rumort in ihnen dasselbe maßlose Unverständnis für die Zeit und ihr Geschehen. In völliger Befangenheit durch ihre eigenen Erlebnisse finden sie an der Erlebnis- und Lebensart der Gegenwart alles auszusehen, was für die wirkliche Not der Zeit belanglos ist. Am tollsten sind sie, wenn sie fortschrittlich gesinnt jede Erfindung begeistert begrüßen, aber die seelischen Wirkungen der Neuerungen zu verstehen unfähig bleiben. Sie möchten am liebsten im Auto sitzen und vom Schoßdr verlangen, daß er ihnen die Hand küsse, wie es der Dienstknecht anno Toback getan haben mochte. Oder sie loben die deutsche Kraft, die große Fabriken anlegt, und sind entsetzt, daß die Arbeiter darin Sozialisten werden. Sie sind dafür, daß junge Mädchen recht viel lernen, aber daß sie dann auch frei reden und handeln, erschreckt sie.

Ich finde auch oft Aufsätze, worin bissige Verfasser, denen die Gültigkeit des Alters ebensowenig zuteil wurde wie dessen Aberlegenheit, die geistigen Bestrebungen junger Leute in Pausch und Bogen als eine Art Großmannssucht verdammen, der gegenüber sie am Beispiel der Alltätigkeit zeigen, was zu tun wäre.

Schon Goethe hatte seinen Nicolai und in jeder Familie gibt es einen Richter, im Innersten gekränkt, daß sich die Welt an ihm nicht ausrichtet.

Die Gekränkten haben einen Glauben: das ist das „Gesunde“, das „Gute“, wie sie es verstehen, es ist das Geistlose. In der Kunst heißt sich das: „die nahrhafte Kost“. „Ungesund“ aber ist nicht bloß jeder neue Gedanke, sondern auch jeder neue Wille, jede beginnende neue Ordnung, jeder Kampf. Gewiß, die Gegenwart ist gärend und entgottet. Aber schon das Wort „entgottet“ wird den Gekränkten affektiert erscheinen, als Herzensschwäche, als Althetentum, als Spintliererei. Und uns, Verweichtlichen des Geistes, wird es nie vergehen werden, daß wir nicht denkfaul sind und dumm, nicht gläubig wie ein Schaf und daß wir wie ein Konfirmand die Hände gefaltet singen:

Grün-grüner Jägersmann —
Rot-rot Rosenrot —
Blau-rot Felgenblatt —
Ich bin so rein!
Ohne Gedankennot,
Ohne Gewissensqual
Immer am Spieherplatz:
So soll es sein!

Kap 1/1528
S. 437-38

Das laube Volk. Erörterungen über das Gemeinwohl bei einem führerlosen Volk haben ihre Blütezeit und flauen ab, oft ohne daß ein erlösendes oder auch nur reiflos klärendes Wort dazu gesprochen wurde. Dann ist nach einer Erraffung, nicht der Äräfte, aber der Teilnahme, der Alltag über sie weggeglitten und die Sache selbst, der es galt, ist selbstverständlich geworden. Vor einem Jahre, als die „Unzufriedenen“ laut lärmten, schwirrte es im Bienenkorb unseres Volkes, als hätte eine Imkerflucht hineingeschlagen, aber der Streit war ein Geseumme von Worten — darunter auch gewichtige — und das Volk selbst leckte den Honig seiner Genügsamkeit, so dünn er nun schon geworden ist, weiter, gleichgültig, ob er völlig verwässert wird, gleichgültig, ob er dahinschwindet und ob morgen nicht nur die leeren Waben gelb wie Leichname trocknen. Der Betrachter greift sich an den Kopf und fragt sich: wozu der Därm diene, da alles beim alten blieb und doch niemand mehr unzufrieden scheint. Tröstlich fast dünkt uns das Leben, das heilend eingriff und uns befriedigte. Aber die Heilung ist Gewöhnung, ist die Genügsamkeit der Armen. Es erscheinen in den Blättern mitunter Zahlen über die Wirtschaftsnot unserer kirchlichen Verbände und keiner von uns im gleichgültigen Bankrott Befindlichen wird davon aufgepeitscht. Wir lesen die Fehlbeträge wie Wetterberichte und bleiben, da der Ausweis auf Sturm zeigt, zu Hause.

Was wir an wirklichen Werten haben, ist hauptsächlich persönlicher Art, ist Erbe der Kultur, ist Erziehung, aber es ist davon fast nichts erworben. Wir leben vom Kapital und weil dieses, gemessen an unserer Umgebung, erheblich ist, nehmen wir den Zinsverlust gerne hin, wir Rentner des Geistes unserer Väter.

Jeden Tag sehe ich die Schwarze Kirche in Kronstadt, deren Höhe kein Haus der Stadt in Jahrhunderten erreichte; sie konnte gebaut werden, obgleich damals Krieg und Not ständig lauerten. Heute aber, wo wir in der Gefahrllosigkeit des Leibes leben, sind wir unfähig, uns über den Jammer unserer Rechnungen zu erregen. Der Grund dafür liegt darin, daß jeder sein persönliches Auskommen, seine Sicherheit im Alltag selbst zu wahren weiß. Er ist so gut versichert durch Technik und Wirtschaft, durch die ganze kleine Maschinengenaugigkeit modernen Lebens, daß selbst ein Krieg — die wildesten Fälle abgestrichen — höchstens ihn fällen kann, aber nicht auch sein Haus, seine Kinder, sein Weib. Früher war Krieg Krieg. Der einziehende Feind führte die Männer in die Anechtschaft, schändete die Frauen, zerstörte das Gut. Die Zeit war groß, weil sie die volle, die letzte Entscheidung verlangte gegen die vollkommene Gefahr, das reiflose Ende.

Heute ist das Ende umgewechselt in Kleingeld. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß man es nicht selbst erlebt. Man verliert die Ehre, man verliert den Geist, man verliert die Gemeinschaft, das Volk, man verliert seinen Gott, seinen Pelz und seinen Spazierstock, aber man verliert den Graß nicht. Man stirbt an Alterschwäche und Krankheit, aber nicht am Einsatz und durch den Gegner. Man stirbt durch seine Schwäche — gewiß, aber man lebt als Privatmann weiter. Man stirbt als Mensch — gewiß, denn wo wäre das Bild des Menschen in solcher Hülle noch vorhanden, aber man stirbt nicht als menschliches Tier.

Die Gefahr ist klein geworden, weil sie nicht dem Körper droht und daran wurde man selbst klein. Daß viele Jahrgänge gleichwohl im letzten Kriege den Leib in Gefahr setzten, was bedeutet das angesichts der noch größeren Zahl, die es nicht

lat und unserem Leben den Stempel aufdrückt. Wir sind vergehlich geworden. Man sage, was man will: wir vermögen das Zundächstliegende der Gemeinschaft nicht mehr zu sehen, weil wir nur das Zundächstliegende des eigenen Körpers empfinden.

Im Einzelnen, im Auf und Ab bürgerlichen Daseins sind noch Kräfte rege, die uns eine Aufgabe für das Gebiet überantworten, darin wir leben, aber das Bewußtsein davon ist stumpf geworden. Wir sind ins Austragsstübel unserer Bedeutung gezogen. Da ist gut haufen, wenn auch die Scheune in Stücke fällt.

Aber wer noch ein Gefühl für das Kernhafte des eigenen Daseins hat und gerade in diesem Auf und Ab bürgerlichen Lebens überall die Fasern größerer Bedeutung empfindet — nur verdeckt und verschmuckt von Kleinlichkeit, Eigennutz und böser Moral — der wird es bedauern, daß kein starker Führer da ist, diese Anlagen zu wecken. An diesem Führer mangelt es auf der ganzen Linie. Denken wir nochmals zurück an das Geschrei um die „Unzufriedenen“ — wie dilettantisch, wie klein und beleidigt war die Abwehr der allerdings völlig platten Anwürfe. Da war einmal Gelegenheit geschenkt, das in tausend private Überdosen auseinanderflackernde Volkessstreben zu sammeln. Nichts davon! Unfähig, das lebendige Volksempfinden anzuklingen, fielen beschwörende Worte, Brosamen vom grünen Tisch. Kein Aufruf, kein Schrei, der ins Lebendige getroffen hätte, keine Tat. Zugegeben! Es war nicht notwendig, denn die Bewegung und Erregung versackten, wenn auch die Not noch da ist; aber wem bietet sich, der berufen ist zur Führerschaft ein starker Anlaß, den er behandelt ohne zu handeln! Wer, der berufen ist, hätte da bloß durch Verurteilung gewirkt und nicht aus der Erregung einen positiven Wert hervorgehoben!

Die Not ist immer noch da; wir schweigen darüber wie Schuldner gegen die Gläubiger. Nur daß wir hier selbst die Gläubiger sind, das ganze Volk!

Heinrich Zillig

Unser Baufelend. Wir klagen darüber, daß die Rumänen ein Gemisch byzantinischer und romanischer Bauelemente in sonderbarer Verirrung für ihre nationale Bauweise erklären, und sogar mit Unterstützung des Staates überall diese Gebäude einzwängen, gleichgültig, ob in ein schönes altes Stadtbild oder in die reine Natur. Selbst in der Stilleinheit siebenbürgischer Dörfer erhebt sich mitunter solch ein Bau mit Bogensfenstern und Balkonen, fremd und aufdringlich. Man meint von einem Spuk genarrt zu sein. Er hat aber Dauer; so unlebendig er ist, er besteht aus Ziegeln. Bukarest ist baulich die unkultivierteste Stadt, die ich sah, und da sie Kultur durch Macht zu vertreiben (o guter Doppelsinn!) in der Lage ist, werden nicht nur die siebenbürgischen Städte ihre schon stark verletzte Schönheit verlieren, sondern auch die Dörfer.

Dieser eindringende „Nationalstil“ — der es nicht ist, weil ein rumänischer Baustil höchstens aus dem Bauernhaus zu entwickeln wäre — wirkt besonders deshalb so unerträglich, weil er in der sinnlosesten Verschmelzung, in einer prohigen Unsachlichkeit und Häufung nur Formelemente der Vergangenheit bevorzugt und in keiner Weise der Zeit gerecht wird. Türme und zehn verschieden geschnittene Fenster, Säulen und köstliche Rundbögen, eine wilde Fensterrahmenverzierung, buntgemalte Rauchsänge und all dies willkürlich gegliedert, das ist so das äußere Inventar der heimischen 80er Jahre. Der deutsche Baufall nach dem Kriege 1870 war Folge kapitalistischer Aufschwüngen. Zeichen, daß ein neuer Erwerbsstand ohne Kultur emporkam, dem stand aber eine jahrtausendalte Baukultur, deren sichtbare Beweise in Domen und

ganzen Städten entgegen, große kultivierte Bevölkerungsschichten voll Tradition und Streben; und so konnte im Lauf der Jahrzehnte die deutsche Baukunst wieder klar und heute sogar führend werden. In Rumänien fehlt Tradition in diesen Dingen, außer im Dorf und Kloster; inselgedessen hat man auch kein Gefühl für die Zeit. Nur wer überlieferte Kultur in sich hat, ist, von ihr durchdrungen, unabhängig von ihren Formen und fähig kultureller Eigenarbeit. Der Traditionslose wird sich an die Traditionsbestandteile klammern, die er zufällig sah und daraus einen Fetisch machen. Das geschieht hierzulande, wo kein wirtschaftlicher Aufschwung zum Bauen verführt, sondern ein Gefühl des Mangels an nationalen Symbolen. Zwar fehlen diese Symbole nicht wirklich, sind aber dürftig; die aufstrebende Schicht — hauptsächlich Beamte, also nicht gerade die schöpferischste Klasse — will städtische Formen. Da wird usurpiert, was auf naive Menschen Eindruck macht: Bestandteile von Schlössern, Türme, Rundbogen und dergleichen: das Unstädtische. Jedermann ein Schloßherr, auch wenn er zur Miete wohnt!

Aber diese Verwirrung aller Begriffe wäre zu lächeln, wenn im Inland dagegen ein Kraut wüchse. Ein sehr kluger Rumäne — ich sprach mit ihm über diese Dinge, — gab mir im allgemeinen recht, behauptete aber, daß der übliche Villenbau schön sei. Ich fragte dagegen: „Der mit Türmen und Fensterwirrwarr? Das Bojarenhaus für Zwerge?“ Ja, dies! — Er fühlte nicht, was ein Turm bedeutet, wie Fenster und Maße eine dilettantische Baumeisterhand verraten, er empfand das Problem nicht tief genug.

Vom Dorfe her hätte sich ein wirklich lebendiger Stil entwickeln können. Es ist zu spät dazu. Europa dringt vor. Die nationale Liebhaberei für die jetzige Bauart wird weggefeigt werden von der einfachen europäischen Formsprache, die liegt, weil sie zeitgeboren ist.

Auf der Johannismiese in Kronstadt stehen viele neue Villen, alle von Sachsen aufgeführt, die Häuser sind erschreckend häßlich: manche noch voll der Redseligkeit der 80er Jahre, die meisten in der schon träg gewordenen Beschaulichkeit des Münchener Villenstils, manche sind Zweckbauten, denen man es ansieht, daß sie mit geringen Mitteln aufgeführt werden mußten. Solche gelangen am besten. Doch nur ein oder zwei Bauten sind halbwegs befriedigend. Was dieser Sammlung von Versuchen ein wieder Tröstliches gibt, ist eben dies, daß da versucht, daß da gelebt wird, daß sich da, wenn auch keine imponierenden, so doch Gedanken auswirken, daß die ungeschönten Bauten lebendig sind, daß in ihnen die Zeit pulst. Die byzantinischen Bauten sind tot. Ihre Häßlichkeit ist starr und geschminkt.

Die Häuser auf der Johannismiese sind ein Übergang, ein noch sehr krampfhaftes Suchen, gewiß eine Zertrümmerung unserer altstädtischen Baukultur und gewiß auch keine Kultur, aber immerhin Glieder einer Kette. Aus ihnen kann etwas werden, nicht aus einer Abwandlung ihrer Formen, sondern aus dem Geist, der hinter ihnen steht. Denn dieser sahndet nach einer gültigen Gestalt. Blickt man von der Johannismiese stadthinauf, steht einfach und ruhig der Neuanbau der Tuchfabrik Scherg da: weißes Betonskelett mit großen Fenstern ausgefüllt. Dieser Bau wollte nichts, er ist ungekünstelt wie jede wahre Kunst, schmucklos und zweckhaft, voll Maß und Ehrlichkeit. Ein anständiger und guter Bau. Ihn anzusehen wird zur Erholung; er ist ein Vorposten, den die europäische Architektur bei uns aufgestellt hat.

Heinrich Jüllich

Ibsen und M. Albert. Vor einigen Tagen feierte man überall in Siebenbürgen Henrik Ibsen, dessen Geburtstag sich am 20. März zum hundertstenmal jährte. Sein Werk, verblüht und wieder problematisch geworden in Einzelheiten, bewahrt noch die gewaltige Kraft, die das moderne Drama aus dem Brackwasser der nachklassischen Zeit hob und im Peer Gynt eine wahrhaft ewige Dichtung schuf. Dem geistigen Kämpfer, gedankenüberflutet und tollend, wurde in unseren Feiern eine späte Genugtuung für die Angriffe, die hierzulande einst nicht bloß der Unverstand gegen ihn führte, sondern auch M. Albert, den Adolf Schullerus in peinlicher Mißverkennung zum Dichter gekrönt hat.

Es mag noch hingehen, daß M. Albert durch seine nationalen und meinetwegen: volksergieherischen Stücke das Urteil der vornehmlich historisch interessierten sächsischen Zeitgenossen so weit beeinflusste, daß sie nicht zu erkennen vermochten, welche dünne Milch er aus dem klassischen Euter tropfen ließ. Aber die Enge seines Horizonts, die geradezu anmaßende Teilnahmslosigkeit vor dem, was dichterisch zu seinen Lebzeiten rang, hätten sie stutzig machen müssen. Es lebte doch dazumal schon Ibsen, Björnson, Brandes, Hauptmann. Die Arbeit von Schullerus „Michael Albert, Sein Leben und Dichten“ erschien erst 1898! M. Albert war acht Jahre jünger als Ibsen. Aber man maß damals die Welt an der sächsischen Kleinstadt ab und hatte noch weniger als heute einen Blick für lebendige dichterische Werte. Der Unterschied zwischen klassischer Erfüllung und nachklassischer Reimerei wurde so wenig empfunden, daß Schullerus wörtlich schreiben konnte: „Die Gedichte Fr. W. Schusters gehören der Weltliteratur an“. Wenige Jahre vorher aber versahnte M. Albert ein Gedicht, das „Ibsen“ betitelt so lautet:

O traur'ger Sumpf stillesender Gedanken,
Von einem Wahn gebannt in Ufersranken!
Kein Blümchen blüht umher; ein gift'ger Brodem
Beklemmt aus diesem Schlamm die den Odem.
Als blaue Flämmchen weben drauf die Gase
Der öden Zeit- und Wellenendphrasen.
Gott und dem Teufel wird's dabei unpöhllich,
Denn hier ist Sünde, sowie Tugend häßlich.

Reporter. Im Sieb.-Deutschen Tageblatt steht folgendes: „Am Freitag um halb 12 Uhr vormittag hat der nach Mogosch zuständige Florea Tareanu, 21 Jahre alt, den 24-jährigen Einwohner von Valea Soajeului..... Moses Cordea im Gebirge Magura..... mit einer Brechstange auf den Kopf geschlagen und schwer verletzt.“

Der Reporter setzt über diesen Bericht die Schlagerzeilen „Auf der Alm da gibt's ka Sünd?“, deren sentimentale Fröhlichkeit durch das Fragezeichen geradezu augenblinzelt. Ei, ei sagt es, was ihr doch für Gesichten anstellt, auf der Alm, ihr Teufelsbuaben.

Blut ist ein ganz besonderer Saft. Aber daß er zu Schnadahüpfeln dünn genug ist! Und daß die Zeitung es fertig bringt, aus einer Tragödie eine fidele Moritat zu machen!

Heinrich, Sülich

Zentralisation scheint der Ausweg dieser lebensfremden Zeit zu sein, die, da sie die Erscheinungen im Geiste nicht bewältigen kann, alles über einen Leisten schlägt.

So sehr wir Siebenbürger Sachsen berufen scheinen, der Tradition, dem Naturgewachsenen, dem geistig Gewordenen, der freien Entwicklung das Wort zu reden gegen die Gleichmacheret, die das Leben vergewaltigt, — so wenig bleiben wir diesem Sinngemäßigen treu, wenn wir die Macht in den Händen halten. Wenn es gilt eine Kirchenordnung, die in unseren festgefüigten Verhältnissen sich bewährt hat, dem eigenwilligen, stämmigen Bauernleben Bessarabiens und dem fluktuierenden Element der Fremdlinge im Altreich aufzudrängen, sind wir ganz bei der Sache. Ohne jede Rücksicht auf die Natur des Lebendigen legen wir das kirchliche Leben unserer Glaubensbrüder in das Prokrustesbett der Verordnungen, die, ferne von geistlicher Liebe und evangelischer Freiheit entstanden, von der Pedanterie mechanischer Konzeptionen inspiriert sind, und glauben damit der Sache gedient zu haben. Freilich geht es dann uns mit ihnen, wie den unvernünftigen, gewaltsamen Verordnungsbestrebungen des Staates mit uns: wir ernten Verstandnislosigkeit, Entfremdung, ja Empörung. Wie könnten wir auch anders erwarten. Unseretwegen werden sich die Tassachen nicht auf den Kopf stellen. Endlich scheint es doch nicht mehr zu gehen, hin- und herzulavieren und das Schlagwort dort zu benützen, wo es uns dient. Würdig allein ist es, sich in den Dienst der Idee zu stellen und ihr wahrhaft zu dienen.

Dr. Ernst Sekelius

Transylvanica. Dem Freunde eines reichen Siebenbürgers ging es schlecht, er setzte sich hin, schrieb und bat um eine Unterstützung. Als der Reiche den Brief gelesen hatte, dachte er: „Das ist eine traurige Sache. Der arme Kerl.“ Er überlegte: „Was zum Ausdick! wendet sich der Mensch gerade an mich.“ Dann schritt er hin und her und meinte: „Verflucht, der Kerl verfolgt einen Zweck damit“ und wieder nach einer Weile: „Bin ich sein Esel!“ und schließlich: „Ich habe Zeit und Geld nicht auf dem Mist gefunden!“

Aber der Freund, dem das Wasser über den Lippen stand, schrieb wieder. Da meinte der Reiche: „Bei Gott, dem geht es wirklich an den Kragen“ und nahm sich ernstlich vor zu helfen. Das wollte aber gut überlegt sein und vor lauter Überlegung vergah er die ganze Angelegenheit.

Alein der Freund schrieb noch einmal und der Brief war jetzt ein einziger Schrei. „Na, der hat es eilig!“ meinte der Reiche und legte gleich ein Blatt Papier auf den Tisch, um zu antworten — verflucht! die Feder brach. Und so schwieg er.

Nach wenigen Tagen war der Freund tot. „Gerade wie ich ihm helfen wollte,“ meinte traurig der Reiche.

Jemand sagte zu einem Siebenbürger, der durch den Regen gelaufen war: „Du, deine Schuhe sind schmutzig.“

„Du hast etwas gegen mich!“ antwortete der Siebenbürger.

„Unfinn.“

„Du hast es auf mich persönlich abgesehen. Kannst du denn nicht sachlich sein?“

„Deine Schuhe sind doch schmutzig!“

„Das sagst du mir, um dich selbst herauszustreichen, du eifler Aff!“ brüllte der Siebenbürger.

„Recht hat er!“ sagten seine Landsleute, die das mitangehör hatten, denn jeden von ihnen dünkt es, daß die Welt an seiner Nase hänge. Wer nur ein Tröpfchen

daran rügt, bringt sie gleich zum niesen — da zerfliegt vor dem daumenlangen Blick die schöne Welt der Selbstgefälligkeit und die große Aussicht auf ihr kleines Etwas, die sich plötzlich bietet, erschreckt sie so, daß sie beißen und "Mutter" schreien.

Heft 3/1928, Seite 117-118 ← Peter

Die erste „Olympiade“ der deutschen Ober gymnasien in Siebenbürgen fand zu Ostern in Kronstadt statt. Gymnasialdirektor H. Meschedörfer ist der Vater der Veranstaltung, die sich zweijährlich wiederholen soll. Die Eblen der drei obersten Klassen der deutschen Gymnasien sind ihrem Sinne nach Selbstverwaltungsverbände, deren Sitte und Inhalt sich natürlich wesentlich mit der Zeit wandelt. Noch knapp vor dem Krieg war ein dem Verbindungsstudententum nachgeahmtes Gebaren und eine romantische Ideenwelt, die sich in Poesie und erster Liebe, Disput und Freundschaft auslebte, wohl der üblische und fruchtbare Gehalt. Die Gegenwart hat solche Ideen in ein neues Gewand gelegt, das diesmal, nicht wie bisher von den Schülern selbst verfertigt, sondern ihnen von der Schule dargeboten wurde. Ein geistiger und körperlicher Wettkampf soll ihren Zusammenhang zwischen den Städten und das Leben im Eblus anfrischen.

Die besten Leistungen auf dem Gebiete des Sports, der Malerei, Musik, Deklamation, Photographie und der beste Prosaaufsatz werden dabei ausgezeichnet.

Man wünscht dem Unternehmen die große Anteilnahme, die es in Kronstadt fand, auch für die Zukunft. Gältige geistige Leistungen werden diese Kampfspiele nicht zeitigen; dazu ist das Alter der Anwärter zu niedrig; es verdankt deutlich den Einflüssen, denen es ausgefehlt war, den größten Teil seiner Leistungen. So fiel z. B. im malerischen Wettbewerb auf, daß die Kronstädter Schüler die übrigen allgemein durch Freiheit und Wette des Blickes in einem Maße überflügeln, das durch größere Begabung allein nicht erklärt werden kann, sondern seine Ursache findet in der malerischen Tradition der Stadt und einem besonders befähigten Zeichenlehrer. Die Auszeichnung fällt damit auch denen zu, die die Schüler führen; wo eine Einwirkung fehlte, sind auch die Leistungen erstaunlich schwach, wie in der Photographie. Niemand zeigte da den Tungen, worauf es ankommt und so stellten sie in köstlicher Naivität die lustigsten Belanglosigkeiten aus.

Das Beispiel zeigt, daß das Wertgefühl für geistige Arbeiten in diesem Alter nur erst keimt und ohne Anleitung und Erweckung irregeht. Sollte man deshalb nicht lieber den Kameradschaftsgeist der Tungen dadurch stärken, daß man Einzelleistungen unbelohnt läßt, die Gesamtleistungen der Gymnasien in einzelnen Fächer aneinander abmisht und hier die beste Gemeinschaft auszeichnet?

Gelähmt wäre damit auch die Weckung eines unbegründeten Stolzes, der sich der öffentlich zum Dichter oder Maler Gehörnten bemächtigen könnte.

Heinrich Zillisch

Die Marktplatzentseignung in Mediasch. Die griechisch-orthodoxe Kirchengemeinde in Mediasch braucht einen Platz für eine neue Kirche. Was tut man da? Man kauft

einen. Schön, das hat die Kirchengemeinde auch getan, vor dem Kriege. Nachher verkauft sie ihn. 1921 gehört man zur Staatskirche, fordert und erhält unentgeltlich einen Platz von der Stadt. Man ist damit zufrieden. Der Staat muß aber die Überlassung bestätigen und während der Präsekt über dem Akt brüllet, enteignet die Bezirkskommission einen Teil des Marktplatzes mitten in der Stadt, damit hier die Kirche gebaut werde. Was kann da der Präsekt anders tun als die Schenkung zu tilgen. Weil der Platz für die Kirche ungeeignet sei, sagt er. Die Kirchengemeinde, die es besser wissen muß, der war der Platz schon recht, ehe das Bodenreformamt den Marktplatz erklärte.

Der Marktplatz durfte aus verschiedenen Gründen nicht enteignet werden. Schon aus formalen nicht, weil niemand die Enteignung wünschte und die Stadt als Eigentümerin überhaupt nicht geladen war. Aber solche Einwände stehen im Gesetz und Mediasch hat eine deutsche Mehrheit. Die Berufungsstellen bestätigen die Enteignung. Da verhandelt die Stadt — sie braucht den Platz — mit der Kirchengemeinde, die schließlich durch reichliche Vergütungen bereit wird, den Marktplatz wieder herzugeben und sich einen anderen Grund schenken zu lassen. Dieses Geschäft hätte die Stadt 4 Millionen gekostet. Immerhin — der Marktplatz schien gerettet. Als die Sache nach mehreren Monaten in zweiter Lesung verhandelt wird, stellen die Orthodoxen höhere Forderungen und die kann die Stadt nicht mehr erfüllen. Darauf wird der enteignete Teil des Marktplatzes eingezäunt. Die Orthodoxen treten ihr Eigentum an.

Die rechtliche Seite der Geschichte weist noch einige hübsche Einzelheiten auf. Dererwillen man bedauert, daß Napoleons Idee eines europäischen Kassationshofes nicht verwirklicht ist. Wer sich dafür interessiert, lese die Mediascher Zeitung vom 31. März.

Das köstlichste Stück ist die Begründung der Enteignung durch die Bezirkskommission. Dort stehen (in der Übersetzung der Mediascher Zeitung) die Sätze:

Die Errichtung einer rumänischen Kirche auf dem großen Marktplatz mit seinem mittelalterlichen düstern Aussehen ist ein Gewinn für die ganze Stadt vom Standpunkt der Baukunst betrachtet. Sie würde ein Motiv wirklicher Heiterkeit und Anmut in das kalte Äußere, das dieser Platz heute zeigt, bringen. Sie wäre aber auch ein ewiges Memento für alle, die es angeht, daß wir uns heute unter rumänischer Herrschaft befinden.

Der letzte Satz sagt alles. Es ärgert die Leute, daß die Stadt deutsch aussieht. Deshalb soll mitten auf dem Marktplatz eine rumänische Kirche stehen: der liebe Gott als Zwingburg. Vor einigen Tagen las ich zwar aus der Feder eines allerersten rumänischen Schriftstellers Nichifor Crainic: Rumänien übe eine zu große Toleranz. Ich lächelte damals. Lächeln verdeckt die Gedanken. Erschaunt war ich nur, daß Crainic solches schreibe. Jetzt staune ich nicht, wenn Beamte die Dinge beim Namen nennen.

Aber wenn sie baukünstlerische Gedanken vorbringen, hilft nur ein Schmunzeln. Schon die Folgerung, daß eine anmutig heitere Kirche einen mittelalterlichen Platz verschöne, ist ein Zeichen von Kultur. Das Mittelalter ist natürlich etwas rückständig Düsteres.

Ich sah zwar keine rumänische Stadt, die baulich dieses Mittelalter übertrifft, ja auch keine, wo ein gestaltender Wille bemerkbar ist und gar einen solchen Markt-

platz geschaffen hat. Ich bin gewiß ein Barbar, der den herrlichen Bukarester Stil überdies für häßlich hält.

Es handelt sich aber nicht nur um das Gerede chauvinistischer Beamter, sondern um die Erhaltung eines der wenigen Plätze in den wenigen Städten Rumäniens, die von einer Baukultur aufgeführt wurden mit Schweiß und Arbeit Jahrhunderte bevor man mit so viel Getöse so schlecht und billig baut.

Aber was nützen Gründe. Man lasse welchen westeuropäischen Fachmann immer urteilen. Er wird gegen den Bau sein.

In unserer siebenbürgischen Hymne steht kein Wort des Lobes über die Sachsen. Wir haben uns gar nicht darin erwähnt. Aber die Zeilen stehen: "Und um alle deine Söhne schlinge sich der Eintracht Band". Sie entstanden vor vielen Jahrzehnten, zu einer Zeit, da unser Machtverlust nicht geahnt wurde, und schlossen dennoch alle Siebenbürger in ihren brüderlichen Geist, der niemand die Heimat schmälert. Noch heute singen wir die Zeilen.

Welche Vergleiche könnte man hier zwischen Rumänen und Sachsen ziehen! wenn nicht ein Rumäne, von jeher das Gewissen dieses Landes, N. Jorga, am 7. April in der Kammer gegen den Anschlag aufgetreten wäre, mit dem Erfolg, daß der Landwirtschaftsminister die Ungesetzlichkeit der Angelegenheit zugestand sie regeln will.

IKGS Heinrich Zillich

Kep 5/1928, Seite 194 - 196

Das dichterische Geschäft. Im Novemberheft 1927 (S. 437) erzählte ich, daß Eugen Bugel, Temesvár, Barnabiu-Str. 2, die „vielen talentierten Dichter und Schriftsteller“ Großrumäniens auftruf, ihm ihre Werke einzusenden, aus denen er ein „Prachtwerk“, ein „Jahrbuch“ deutscher Dichtung in Rumänien zusammenstellen wolle. Ich warnte damals vor dem Beginnen, das bloß die Dilettanten aufführe und meinte, noch durchaus im Glauben, dieser Herr Bugel sei ein zwar komischer aber gutwilliger Phantast, das Prachtwerk brauche niemand neugierig zu machen. Nun erfährt man aus der Erklärung einer Betrogenen, die am 27. April im Tageblatt veröffentlicht wurde, daß er ein Geschäftsmann ist. Er köderte erst durch den Aufruf die „Dichter“, dann lobte er ihre Einsendungen, erbat sich ihre Bilder zur Veröffentlichung und so nebenbei auch einige hundert Lei zur Bestreitung der Reisekosten. Das Prachtwerk erschien schließlich als ein kleines unscheinbares Bändchen ohne Bilder und wurde den Autoren durch Postnachnahme zugestellt, die also wieder einige hundert Lei zu zahlen hatten, wollten sie sich gedruckt sehen. Gleichzeitig leistete sich Bugel noch ein Stückchen geistlicher Diktatur, indem er ein Gedicht, das ihm die Aufklärerin seiner Methode übergeben hatte, umtaufte, bis auf vier Zeilen kürzte und durch drei fremde Strophen ergänzte.

Das System ist gut erfonnen. Mit der Lust zur Druckerschwärze hat Bugel ein kleines Geschäft gemacht. Und viele Dilettanten – ich welle! – werden ihn darob auch heute noch preisen. Wozu aber die Fälschung des Gedichtes? Es scheint, daß im Prachtwerk die „Dichter“ dem Geschäftsmann auf den Leim gingen, aber in Bugel selbst ein Dichter steckt, der dem Geschäftsmann das Bein stellte: eine wahrhaft alttestamentarische Vergeltung.

Der literarische Wert des Büchleins ist belanglos. Einige gute Namen wie Otto Alscher, Richard Gleim, Alfred Sperber sieht man erstaunt in dieser Sammlung. Alle Schriftsteller, die A. A. Klein in seinem Buche „Ollanddichter“ beurteilt, fehlen. Erweiternd und durchaus auf der Wertstufe der meisten Gedichte sind die Notizen, die Bugel den „Dichtern“ widmet. Man liest da:

„Drei Studienjahre in Deutschland verleiden ihm die Fragen des Nährlandes.“

„Weiß der Himmel, was das heißt. Origineller ist die Erkenntnis:

„Seine Palette hat wunderbare Farben.“

Und erst dies:

„Er wird Lehrer und sehnt sich nun (!) aus engen Kreisen in die Weite.“

Oder:

„Der Charlestonrhythmus und das schlappe Alltagskleid seiner Poesie birgt viel tiefen Sinn und viel, viel Talent.“

Auch Humor hat Bugel:

„Seit 1921 vermählt, ist sie ihrer schwermütigen Muse untreu geworden.“

Wie bildkräftig ist das folgende:

„Sein gut gedäimter Pegasus macht weite, lange Ritte in die Vergangenheit und holt sich den Vorwurf seiner Arbeiten aus der Geschichte und der Bibel.“

Bei Gott, das kluge Tier, das da selbst reist, hat schon andere abgeworfen, aber so leicht ist es ihm niemals geworden, wie beim Milt durch diese Gegenwart.

Gemrich Jüllch

Heft 6/1928, Seite 236
Puch

Siebenbürgen und der „Curenful“. Die Zeitung „Curenful“ hat einige gute Mitarbeiter; was sie aber über die Minderheiten spricht, klingt immer wie ein Staunen darüber, daß sich die Welt nicht auf den Leisten ziehen läßt, dem die Stiefel des Geistes in Bukarest angepaßt sind. Es geschieht dann sogar, daß sie philosophiert.

Ein Herr Sever Stoica wendet sich z. B. am 18. Juli gegen ungarische Schriftsteller und mich, die über die geistige Eigenart Siebenbürgens sprechen, und meint nun, solche Feststellungen seien eine doktrinaire Erfindung, ein Billen des Unkrauts unter den Ruinen Habsburgs. Der letzte Satz, ins Gutdeutsche übertragen, bezichtigt uns verblümt der Staatsfeindlichkeit, gehört also ins Zeltungsprogramm. Stoica meint weiter, daß geschichtliche Ereignisse geologischen Ummwälzungen gleich das Denken eines Volkes wandeln, so hat z. B. „Der Untergang des Abendlandes“ nur von einem Angehörigen eines besiegten Volkes geschrieben werden können;

wo Völker verzagen, machen sie sich Theorien. Dieser Beweis scheint geistreich zu sein, bezeugt aber nur, daß Herr Stoica das Buch nie gelesen hat, denn Spengler teilt im ersten Satz des Vorworts mit, daß die Niederschrift des Werkes vor 1914 geschah und der Titel schon 1912 feststand.

Lassen wir diese Theorie Stoicas; sie unterscheidet sich in nichts von der veralteten Art, wie Fragen des Geistes oft in rumänischen Blättern mit dem verstaubten Rüstzeug der französischen Revolution schematisiert werden, indem man als Maßstab den nationalen Gewinn anschlägt. Vom Westen, wo die europäische Kultur wächst, bis an die Dambovița ist der Weg manchmal über hundert Jahre weit und so wird man noch lange nicht wissen, daß eine abgeschlossene Landschaft, die auch menschlich durch lange geschichtliche Verbundenheit und Erziehung (nicht nur durch Ummwälzungen) geformt wurde, einen gemeinsamen Geist hervorbringt, der trotz aller nationalen, örtlichen und sozialen Einzelgegensätze in jedem Bewohner lebt. Man bemerkt ihn z. B., wenn in einen Kreis von Siebenbürgern ein Altrumäne tritt. Siebenbürger Rumäne, Sachse und Ungar, die sich ohne innere Hemmung unterhalten haben, beginnen zudrill den Fremden und sein Gehaben zu beobachten. Am peinlichsten ist der Siebenbürger Rumäne daran, der aus Nationalgefühl versucht, sich innerlich auf den Hinzukömmling umzustellen. Und machen auch beide Rumänen sehr oft gegen uns Partei, das sind Dinge der Politik und des Nationalbewußtseins, keine des kulturellen Geistes, der einfachen Heimatliebe. Ja, es kommt sehr häufig vor, daß in gewissen Fragen die Gegensätze zwischen den siebenbürgischen Nationen sogar zum Satz führen und doch leben die drei Völker aus demselben siebenbürgischen Geist. Wer dies nicht erfassen kann, weiß nicht, was kultureller Hintergrund bedeutet. Mir sagte einmal ein Siebenbürger Rumäne: „Die von drüben werden uns nie verstehen.“ Das Wort „uns“ griff hier alle Siebenbürger ein. Ich kenne vieler solcher Aussprüche, die Herr Stoica von Siebenbürger Rumänen selbst erfragen kann.

Gewiß, diese Aussprüche sind negative Beweise und zeigen bloß an, daß man die Altrumänen nicht schätzt. Weshalb aber schätzt man sie nicht? Nicht vielleicht deshalb, weil sie uns einen fremden Geist aufdrängen?

Sorga hielt einmal in Hermannstadt einen Vortrag über die Frage, ob Siebenbürgen eine gemeinsame Geistigkeit habe und bejahte sie.

Positive Beweise?

Man fahre durch Rumänien und betrachte das siebenbürgische Bauernhaus und dann das altrumänische. Spürt man da keinen Unterschied? Ist in Siebenbürgen nicht das fränkische Haus allgemeines Muster? Weshalb, wenn es nicht auch Ausdruck einer Geistesverschiedenheit ist, drängt man neben Bukarester Verwaltungsformen (gegen die der Curenful sehr laut Stellung nimmt) auch den Bukarester Baustil überall durch — diesen Stil, der Siebenbürgen sieht wie ein Hut mit Papierrosen auf dem Kopf einer Bäuerin. Und weshalb erhöhte man die Siebenbürger Steuersumme 1925 um 11%, 1926 um die gleiche Summe und senkte sie in derselben Zeit im Altreich? Unsere Dörfer und Städte, und daneben die Städte und Dörfer „von drüben“ — Herr Stoica wird an dem Vergleich beider, am Vergleich der Art, hier und dort zu leben, an der Moral hier und dort, an der kulturellen Höhe hier und dort vielleicht annähernd verstehen, daß es doch so etwas wie einen siebenbürgischen Geist gibt. Ich nenne einfache Tatsachen; meine sonstigen Gedanken erscheinen ihm doktrinar und doch möchte ich ihm sagen, daß das Geheimnis des

siebenbürgischen Geistes Westeuropa heißt. Das Altreich, für uns bis ans Lebensende in manchen Dingen unfassbar, hat auch ein Geheimnis und das heißt sterbender Orient. Die europäische Bedeutung Rumäniens wird davon abhängen, welcher von beiden Einflüssen im Lande siegt. Hoffen wir im Interesse Rumäniens, daß es im östlichen Teile Herbstet. Diese Hoffnung ist begründet, wenn wir daran denken, daß Europa als geistiges Gut erst jetzt erkannt wird. Geistige Dinge lassen sich nicht schematisieren. Auch in andern Ländern gibt es Landschaften mit verschiedenem Geiste; in Ländern des Westens wird dies als Bereicherung empfunden; bei uns bemüht man sich nicht einmal klar zu erkennen, man lehnt von vornherein ab, was einem nicht gleich ist; hier, wo die Ideen der französischen Revolution unverdaut sind, hat man noch den Zentralisationsfimmel. Man will Kultur schaffen, wie man Straßen anlegt (die man nicht anlegt), man redet und verkennet und schwilt vor Begeisterung. Na und?

Die Siedebürgische Volksbühne, über deren Bestrebungen wir schon früher berichteten, hat im Mai und Juni mit einem aus Dilettanten und einigen Berufschauspielern zusammengesetzten Ensemble, — „Wiener Lustspiel-Ensemble“ — eine Rundreise durch das Banat und Siebenbürgen unternommen, wobei vier von jedem literarischen Werte freie Lustspiele zur Aufführung kamen. Das Spiel der Truppe war gleichfalls belanglos. Es scheint aber, nach Pressestimmen zu urteilen, dieser Gesellschaft im Banat Erfolg beschieden gewesen zu sein; in den kleinen Orten, wo niemals ein vollständiges Ensemble spielen kann, hat die Volksbühne tatsächlich eine kulturelle Aufgabe zu erfüllen. Es ist nur zu bedauern, daß sie diesmal einen leichteren Spielplan wählte. In den Rahmen ihrer Bestrebungen müßten Volksstücke, Volksspiele, das beste Bühnengut gehören. Durch den Wert der Stücke hätten die Mängel der Spieler ausgeglichen und damit dem Sinn der „Volksbühne“ entsprochen werden.

Das Bakkalaureat ist das Stichwort, auf das hin jedem Angehörigen der Minderheiten das Blut in den Kopf steigt. In diesem Jahre lobte es sich wie gewohnt aus. Die Geschichte der Prüfungen in Kronstadt, die Professor Ilie Cristea in der Dimineaşa am 8. Juli mitteilt, zeigt den Geist, der da zum Segen des Schulwesens tätig ist. Er erzählt wörtlich:

„In die Kommission, die vom Universitätsprofessor Călugăreanu geleitet wurde, wurden 9 Examinatoren ernannt. Die Vorschrift fordert nur sieben. Man vergesse aber nicht, daß Kronstadt ein Kurort und jetzt Hochsaison ist. Man vergesse auch nicht, daß seit undordenklichen Zeiten alle unsere Herrschaften eine große Wohl lust empfanden, wenn sie ihre eigenen Vorschriften und Gesetze verletzen konnten. Westeuropäer in der Gesetzgebung und Orientalen in der Durchführung — dies ist der Ausdruck, um die grundlegenden Umrisse unseres öffentlichen Lebens zu erfassen.

So versammelten sich die neun Mitglieder am 25. Juni in Kronstadt, um sich zu konstituieren. Nicht ohne Überraschung wurde festgestellt, daß das Ministerium für einzelne Fächer (z. B. rumänische Sprache) zwei Spezialisten, dafür aber für andere (Latein) niemanden beordert hatte. Ebenso vergaß das Ministerium die Minderheiten und ließ sie ohne Vertreter, weil Rumänien das Wunder der Prüfungen mit Dolmetschen und auch das jener Einzelprüfungen noch kennt, die das Schicksal eines Schülers bestimmen.

Diese kleinen Unzulänglichkeiten konnten die Arbeit einer Kommission nicht hindern. Es fanden sich eine Reihe von einfachen Lösungen, klar und gutgedacht, zu welchen sich unser lateinischer Genius Glück wünschen kann. Einer der Spezialisten für Rumänisch soll für einige Tage zum ad-hoc-Kenner der klassischen Kultur umgewandelt werden. Was die Minderheiten betrifft, herrschte die Überzeugung, gemäßet auf 3-jähriger Bakkalaureatserfahrung, daß ein guter Teil von ihnen, mindestens die Hälfte, nicht bis zur mündlichen Prüfung gelangen werde. Die schriftliche Prüfung scheidel sie ohnehin aus dem Kampf als Invaliden aus. Es wurde auch der Meinung Ausdruck gegeben, nötigenfalls die Hilfe der ortsansässigen Professoren in Anspruch zu nehmen, selbstverständlich unter der Bedingung, daß die fremde Unterstützung keine Verkleinerung der Quote herbeiführen dürfe.

Viel ernster aber und wie man sehen konnte, viel empörender war die Angelegenheit der Prüfungsgebühren. Man weiß, daß die erste Handlung jeder Bakkalaureatskommission darin besteht, die Prüfungsgebühr einzuziehen, die Quoten zu errechnen und das Geld zu verteilen. Für die Kommission des Herrn Călugăreanu war das finanzielle Problem nicht gerade rosig. Durch die vergrößerte Anzahl der Kommissionsmitglieder und durch das vom Inspektorat vorgelegte Verzeichnis von 16 Schülern, die von den Gebühren befreit waren, wurden die geringen Quoten noch mehr verblümt. Der lateinische Genius, hervorragend vertreten durch einen liberalen Abgeordneten, Mitglied des Ausschusses, fand auch diesmal die Lösung: keine Befreiung von der Prüfungsgebühr und dafür deren Erhöhung von 800 auf 1000 Lei. Damit die Schüler die „ministerielle Verordnung“ nicht verdächtigen, wurde die andere von Herrn Popa Visceanu geleitete Kommission des Ortes gebeten, sich diesem Vorgehen anzuschließen, um eine gemeinsame Front zu schaffen. Herr Popa Visceanu lehnte aber ab und zwischen dem Inspektorat und dem Ministerium entwickelte sich ein Depechenwechsel, als dessen Ergebnis eine Verlautbarung an ein Fenster des „Negotă“-Büzeums geklebt wurde: die Schüler werden aufgefordert, das Geld zu beheben, das zu Unrecht eingezogen worden ist. Die Kommission ihrerseits sucht so rasch als möglich fertig zu werden — zur tiefen Betrübnis der Schüler.“

Schle
↓

Kap 8/1928, Seite 304-306

Heinrich Zillig

Kap 8/1928, Seite 304-306

Petit

Die „Rückständigkeit“ der Sachsen. Ich habe einige Male die Erfahrung gemacht, daß Rumänen, die uns Deutschen des Landes nicht unfreundlich begegnen, doch keine Gelegenheit versäumen, uns Rückständigkeit und Spießbürgertum vorzuwerfen. Ja, ich sah mich einige Male ausführlich angeführt in rumänischen Blättern, wenn ich auf die erbgeerbene Kleinlichkeit mancher unserer Lebensäußerungen hingewiesen hatte. Das war für mich immer ein schmerzliches Wiederfinden eigener Vorwürfe, die aber in die fremde Umgebung getragen ihrer Berechtigung verloren gingen, weil der unheimische Rahmen nur ein unerfreuliches Bild einsahle, dessen Wahrheit solange vollkommen gewesen war, als es im Umkreis unseres eigentümlichen Lebens gezeigt wurde. Ich fühlte in der Wiedergabe der Kritik ein Bestreben, das von außen in unser Dasein eindrang, selbst im gutwilligen Betrachter unbewußt vorherrschte und darauf gerichtet war, uns einen Makel anzuhängen, uns als kleine Patrone in einem vollen Leben darzustellen. Dieses Wollen erschien ebenso falsch, wie wenn wir die Angriffe, die jemals Rumänen gegen Rumänen erhoben, nun mit freudigem Lächeln vor unserem Blick ans Licht zerrien und sagten: seht her, so ist dieses Volk. Aber selbst ein solcher Vergleich entspricht der moralischen Bedeutung nicht, die sich in diesen Abziehbildern unserer Selbstkritik ausdrückt, denn wir sind ein Volk, das bewußt durch viele Jahrhunderte geschaffen hat, also ein altes Volk, dessen Beurteilung eben auf diesen Jahrhunderten fußen muß. In unserem Vorstellungskreis spielt unzerstörbar und immerdar ein großes Erinnerungsgut an frühere Zustände mit; jeder von uns ist mit unerschöpflichen Fasern an die Zeit geknüpft, wo wir die Wehrtürme aufführten und hier die ersten Städte bauten. All dies liegt mehr als ein Halbjahrtausend zurück, aber es spukt in unserem Blute. Schreibt nun ein hergelaufener Bukarester über die Abgeschlossenheit unseres Lebens und flucht uns die engherzigste Spieberei an, so mag es vielleicht innerhalb unserer Mauern gelten, wenn es einer sagt, der der Idee, dem Wert dieser Mauern sonst gerecht wird, aber nie dann, wenn es vom flachen Land aus losgescholten wird. Denn da wird es in uns schweigend antworten: was hast du an Wert dem Wertvollen entgegenzusetzen? Etwa die Zahl? Nun gut, da wissen wir aus demselben Erbe der geleisteten Kultur, daß die Zahl als Wertmaß zu jung und zu willkürlich gewählt wurde, um dauernd zu gelten. Und schließlich, was gilt sie? Macht? Gewiß, sie gilt heute als Macht. Wie lange aber hielt sich jemals Macht der Zahl, Macht an sich?

Ist es nicht vielmehr so, daß der uns Scheltende etwas in unserer Art fühlt, was ihm verwehrt ist und was er haben möchte? Fühlt er nicht in unserem gestalteten gewiß auch etwas starren Leben eine Leistung, von der er ausgeschlossen ist. Weshalb ausgeschlossen? Nicht weil er ein Rumäne ist und eine andere Sprache spricht, sondern weil er mit einem unebenbürtigen Anspruch an uns herantritt. Niemand siehe es sonstwo ein, Einlaß in eine Gesellschaft dadurch zu verlangen, daß man ihr Vorwürfe und Vorschriften macht. Hier aber fordert man das Außerliche: daß wir rumänisch reden sollen. Täten wir es, wären wir jedermann gefällig. Es kommt also nicht darauf an, selbst etwas zu sein, sondern dem gleich zu sein, der uns betrachtet, damit wir vor ihm bestehen. Das ist aber eine schematische und kleinwertige Forderung.

Forderungen wie diese: daß man vor einem Amt rumänisch spreche, weil es ein rumänisches Amt ist, oder daß man seiner Sittlichkeit nicht folge, weil die Mehrheit eine andere hat, sind Ausgeburt der Massenideologie. Denn hier ist nirgend gesagt, was gut oder schlecht ist. Hier ist nur ein Befehl gegeben ohne stichhaltige Begründung. Hier sucht die Masse sich durchzusetzen, nur weil sie Masse ist. Das sind Auforderungen der Übermacht, keines Geistes, das ist Gewalt, kein Recht.

Sa, aber es bleibt trotzdem noch die Frage offen, weshalb uns gerade Rückständigkeit vorgeworfen wird. Betrachtet man unsere tatsächlichen Leistungen in den Arbeitsgebieten des Lebens, so gehören wir doch gerade zu den Fortgeschrittensten dieses Landes. Kein einziger Daseinskreis, in dem wir nicht mindestens den Vergleich aushalten und wo immer die moralische Probe. Weshalb also dieser Vorwurf? Ein Beispiel wird es erklären. Der Minister Angelescu, der seltsamste Pädagoge auf Gottes Erdboden, hat mit seinen Plänen, Befehlen und Verfügungen das gesamte Schulleben Rumäniens durcheinander gewirrt. Zu Befehlen wie die Schulreform, die anderwärts Jahre zur Durchführung brauchen, damit die Wirksamkeit und Folgerichtigkeit des Unterrichts — des Schulzwecks — nicht leide, genügen ihm Wochen. Er ist den Minderheiten feind, nicht dies ist das Wesentliche. Er ist aber unbeschwert von allem Gefühl für das werdende, Gewordene und Seiende. Er regiert ohne Empfinden für den Stoff, der ihm unterstellt ist. Und doch bricht seinetwegen in diesem Lande kein Aufruhr los. Man schimpft, lobt sogar — auch dies ist möglich — und gehorcht. Nur uns quält innerlich dieser Wirrwarr der Systeme, deren keines sich auswirken kann, ehe es von einem andern abgelöst wird, auf das schon die Frühgeburt des nächsten folgt. Wir sind nicht elastisch genug zu diesem Wechsel. Und hierin steht der Rumäne unsere Rückständigkeit, aber es liegt nicht uns zur Last. Denn wir halten am Zwecke fest. Uns ist die Tatsache, daß Schule ist, noch gar nichts. Wir fragen nach dem Wie. Angelescu ist die Schule als Zahl, als Tatsache schon ein kultureller Wert. Jede neu gegründete Schule erscheint ihm als Kulturleistung. Daß darin alljährlich durch Dekrete geändert und gewechselt werden kann, ist ihm selbstverständlich, er merkt nicht, daß jede kulturelle Tat Reife und Überlieferung braucht. Es fehlt ihm der Sinn für das Wachsende, die Anerkennung des Lebens, der Leistung und selbst der eigenen Verfügungen.

Das heißt natürlich, daß seine Schulpolitik Dilettantismus ist. Wie er zu kulturellen Fragen steht, ist sicherlich ein Sonderfall, soweit man wenigstens den Grad seiner Einseitigkeit in Betracht zieht. Aber dieselbe schematische Betrachtungsweise zeigen auch manche andere Rumänen kulturellen Tatsachen gegenüber. Unser bewußtes, kühles, abwartendes Leben, das in Jahrhunderten Gültiges schuf, umgeben von einer Welt von Feinden, wird daher nicht verstanden und für Rückständigkeit genommen. Aber kultureller Gehalt verwehrt eben das Experimentieren und den ewigen Wechsel. Wer Gestalt gefunden hat, wird dem sich erst Gestaltenden immer kalt und rückständig erscheinen. Seine Leistung wird nicht gesehen und so werden auch wir verkannt. Der schematische Geist, der alles nach dem momentanen Bedürfnis der Masse zu regeln sucht und deshalb ewig regeln wird, ist auch uns gegenüber ungerecht. Er behauptet, wir hätten uns nur durch Privilegien bewahrt (wobei immer noch zu fragen wäre: weshalb wir sie bekamen und solange gegen die Übermacht bewahren konnten, wenn wir sie nicht verdient hätten). Privilegien aber sind ein Ausdruck für anerkannten Wert. Es wird viele Jahrzehnte dauern, bis man zu ahnen beginnt, daß die Einstellung auf die Masse der Mord an der Kultur ist. Wenn

dies geschieht, werden auch wir verstanden werden. Das wird gerade dann sein, wenn die Demokratie in ihrer äußerlichen Zahlengläubigkeit tot ist und damit die Kultur wieder anfängt.

Wäre die Welt durch die Grenzen dieses Staates umrahmt, könnten wir noch lange darauf warten. Es ist der Vorteil dieses Gebietes, daß es zu Europa gehört und daß die europäische kulturelle Wiedergeburt sich auch nach dem Osten auswirken muß.

Kp 7/1928

275

Heinrich Zillich

Seite 273 - 275

Siebenbürgen und der "Curentul". Die Zeitung "Curentul" hat einige gute Mitarbeiter; was sie aber über die Minderheiten spricht, klingt immer wie ein Staunen darüber, daß sich die Welt nicht auf den Leisten ziehen läßt, dem die Stiefel des Geistes Bukarest angepaßt sind. Es geschieht dann sogar, daß sie philosophiert.

Ein Herr Sever Stoica wendet sich z.B. am 18. Juli gegen ungarische Schriftsteller und mich, die über die geistige Eigenart Siebenbürgens sprechen, und meint nun, solche Feststellungen seien eine doktrinäre Erfindung, ein Blühen des Unkrauts unter den Ruinen Habsburgs. Der letzte Satz, ins Gutdeutsche übertragen, bezichtigt uns verblümt der Staatsfeindlichkeit, gehört also ins Zeitungsprogramm. Stoica meint weiter, daß geschichtliche Ereignisse geologischen Umwälzungen gleich das Denken eines Volkes wandeln, so hat z.B. "Der Untergang des Abendlandes" nur von einem Angehörigen eines besiegten Volkes geschrieben werden können;

Neue Bücher und Schriften

Das Burgenland. Dritter Band, Kronstadt I. Teil. Herausgegeben von Erich Jekelius, Verlag Burgenländer sächs. Museum, Kronstadt 1928.

Unter der Leitung von Erich Jekelius bereitet das Burgenländer sächs. Museum eine umfassende Monographie vor, die in mehreren Bänden die geographischen Verhältnisse, die Geschichte, die Stadt Kronstadt, die Dörfer und die wirtschaftliche Entwicklung des Burgenlandes schildern soll. Im Rahmen der Schilderung Kronstadts und der Dörfer werden auch die Kultur, die Verwaltung und die volkswissenschaftlichen Eigenheiten ausführlich dargestellt.

Dieser großzügige Plan reißt der Ausführung in einer Zeit entgegen, die mit dem Ende der Zugehörigkeit Siebenbürgens zu Ungarn nicht nur äußerlich vollendet erscheint, sondern auch einen kulturellen Abschluß bedeutet. Bis 1919 war Siebenbürgen durch die ungarische Hoheit gleichsam in sich selbst bewahrt. Die Auseinandersetzung mit östlichen Einflüssen zeigte sich im äußeren Bild und im Leben nur noch in Formen, die altbekannt waren und eine siebenbürgische Prägung empfangen hatten. Die kulturellen Kämpfe zwischen westlichem und östlichem Europa, die in Siebenbürgen früher stattfanden und auch damals fast durchwegs deraufkalt, daß auf

vorherrschendes westliches Gut östliche Kräfte einwirkten und Abwandlungen schufen, schienen mit der Vorherrschaft des Westens abgeschlossen. Es hatte sich eine Gleichgewichtslage ergeben, die einen bestimmten eigenwertigen Charakter schuf, eine siebenbürgische Art des Ausgleichs zwischen dem Westen und Osten, wobei der Ausgleich selbst wieder zur kulturell-schöpferischen Besonderheit wurde. Allerdings zerstörte das Eindringen des kapitalistischen Zeitalters schon unendlich viel Wertvolles im Bild dieser Kultur, aber der Geist, der sich im siebenbürgischen Menschen seit etwa 1850 regte zum Schaden der alten Form mit einer der Tradition abgewendeten, kulturfremden Stärke war westlicher Geist, gebunden in vieler Hinsicht noch weiter an das Erbe. Nun aber ist — und gerade in dem Zeitpunkt, wo sich der Westen in seinem Kampf mit dem amerikanischen und östlichen Menschen wieder auf seinen geistigen Wert in neuen, aber eigenwertigen Formen zu besinnen sucht, wo also endlich auch bei uns Alles und Zukünftiges sinnhaft und lebendig verknüpft werden könnten, der Osten für uns herrschend geworden.

Dieses östliche Element ist ungebundener. Der Kampf mit ihm findet deshalb mehr im Äußerlichen als im Geistigen statt. Das bedeutet für den kulturellen Bestand Siebenbürgens an Gebäuden, an bestimmten Lebensformen, an Erinnerungsgut ein verheerendes Gescheh, besonders für die Randgebiete, wie es das Burgenland ist. Berücksichtigt man weiter die Uniformierungstendenz des Westens, die demokratische Neuordnung der europäischen Kultur, so wird klar, daß die Stunde der siebenbürgischen Art im alten beschaulichen, formgewordenen Sinn, längst geschlagen hat. Unsere geistige Aufgabe aber ist gerade deshalb an der Seite des europäischen Westens belebt worden.

Um den Rest des siebenbürgischen Bildes, der alten Form, zu umrahmen in der so ausgestalteten und besonderen Fassung des Burgenlandes, ist es nun höchste Zeit. Dies erkannt zu haben, ist das Verdienst des Burgenländer sächs. Museums.

Der erste vorliegende Band schildert den Wechsel im Bilde Kronstadts. Seine Aufgabe liegt zum guten Teil im illustrativen Abschnitt. Bilder in reicher Fülle geben schon beim Blättern einen Eindruck von der wissenschaftlichen Gründlichkeit, die hinter diesem Werke wirkt. Sie zeigen aber auch die verantwortungslose Oberflächlichkeit an, die das Stadtläufere seit 70 Jahren verunstaltete. Die Stadtbefestigungen und Profanbauten sind ihr fast ganz zum Opfer gefallen. Wir hatten die Photographien in der Hand; vor einigen Jahrzehnten stand dies noch alles. Wir tauschten dafür die heutigen Bauten ein, die zu photographieren selbst denen nicht einfiele, die sie auf dem Platz der von ihnen entfernten Türme und Tore errichteten. Die Abbildungen bestehen aus Wiedergaben von Stadtsichten verschiedener Zeiten, darunter sehr interessante Stiche, Zeichnungen und Pläne, dann der Festungsanlagen, hauptsächlich nach Photos aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, weiter aus Bildern der wichtigsten öffentlichen Bauten, der Kirchen, des Rathauses und teilweise recht guten Aufnahmen der Innenräume, Altäre, Statuen, Gestühle, Teppiche und Inschriften, der architektonischen Schönheiten im Einzelnen, Torbogen, Pfeiler usw. und schließlich einer Anzahl schöner Bürgerhäuser mit Ansichten von Türverzierungen, Hausgerät und anderem Bemerkenswerten.

Der Textinhalt enthält neben der Baugeschichte eine Übersicht der Gassen, Plätze, eingehende Studien über die Befestigungswerke, die einzelnen wesentlichen Bauten, das Bürgerhaus und schließlich über bestimmte städtische Einrichtungen wie die Beleuchtung, Wasserleitung, Bäder und Spitäler. Die Aufsätze sind außer vom Heraus-

geber von Ernst Kühnbrandt, E. Morres, H. Goos, O. V. Fritsch, Julius Teutsch und besonders von Gustav Treiber verfaßt.

Aus diesen Einzeluntersuchungen, die den Vorteil gründlichen wissenschaftlichen Ernstes mit einer anschaulichen, knappen Darstellung verbinden, erwächst ein umfassendes Gemälde der Stadt in ihrer sichtbaren Gestalt.

Es wurde hier ein wichtiges Werk geschaffen, sicherlich eines, das an Bedeutung über den lokalen Bereich hinaus sich an die Seite der großen geschichtlichen Werke stellen kann, die in letzter Zeit dem sächsischen Volk in Siebenbürgen gewidmet wurden. Nach ihrem Umfang aber wird diese Monographie, deren folgende Bände in den nächsten Jahren erscheinen, die größte kulturgeschichtliche Ausgabe werden, die wir überhaupt besitzen.

Kref. 8/1928, S. 317 Heinrich Büttig — 319

langen Wissen, ...
Graf Hermann Kesperling. Das Spektrum Europas. (Niels Kampmann-Verlag, Heidelberg.) — Dieses Buch ist sehr fesssam, sehr amüsant und in sich selbst sehr ungleichwertig. Auf Grund einer reichen Einfühlungsgabe erhält da jedes europäische Volk eine Beschreibung mit guten und schlechten Noten. Es ist natürlich, daß dabei Lob und Tadel oft an den unrechten Stellen gespendet wird. Eine genaue Erfassung der Eigenschaften eines Volkes ist unmöglich und das Verstehen seiner Äußerungen, die zur Angabe der Eigenschaften führen, ist wieder abhängig von der Wesensart des Betrachters, dem als Glied eines andern Volkes — oder wie es Kesperling an einer Stelle haben will: vieler sonstiger Bindungen noch — nur das restlos gefühlsvertraut klingt, was in ihm selbst liegt. Nun das ist eine Schwäche jeder Betrachtung wahrer Lebenszusammenhänge. Die Tatsachenforschung allein geht halbwegs sichere Wege; aber auch ihre Folgerungen führten ins Reich der Idee. Und um eine Idee schlechtweg handelt es sich nun im Buche; durch diese, wenn auch das Bild in seinen Teilen oft verzerrt schillert, gewinnt die geistreiche Darstellung, dies Spiel über einen Kontinent hinweg etwas vom Ernst eines Spiels um einen Kontinent. Kesperling sucht die Bausteine zu einer europäischen Gemeinschaft. Er untersucht, wieweit sie sich ergänzen, wo sie sich zu einer noch bloß ersehten, ihrer Notwendigkeit bewußten europäischen Kultur fügen. Insoweit enthält natürlich schon der Bewertungsmaßstab für die einzelnen Völker eine tendenziöse Abbiegung von der Wahrheit, doch eine sympathische. In den Einzelheiten herrscht die Lust am geistigen Spiel, am Suchen von Zusammenhängen, von Tiefen und Beweggründen, die man heiter mitmacht, weil es sich nicht um ein endgültiges Postulat handelt — das gar nicht erstrebt ist — sondern um eine Vision gleichsam, um den allerdings oft sehr persönlichen Eindruck von einem Volke, den Kesperling reich an Einfällen zu unterbauen sucht. Der trifft mitunter glanzvoll daneben, wenn er z. B. die Ungarn nach einem Häuflein von Magnaten beurteilt, aber im Gesamten lebt dieses Bild Europas und wieder besonders deswegen, weil es — wie ich eingangs sagte — eine Idee ist. Eine Idee ist aber nur dann überzeugend, wenn sie eine Wahrheit ausdrückt. Ja zum Begriff einer Idee gehört die Wahrheit. Ihretwillen empfängt dieses — auch schon wegen der puzigen Eigenheiten des Autors amüsante Buch seinen Wert durch die Deduktion, nicht durch die Urteile im Einzelnen.

Heft 8/1928, Seite 32a

Heinrich Zittel

Rundschau

Zur Diskussion über das Siebenbürgertum. Seit Wochen wird in der ganzen rumänischen Presse die Besonderheit Siebenbürgens, meist unter dem Schlagwort "Transsylvanismus", besprochen, geleugnet, oder bestätigt. Einen Anlaß dazu boten Auseinandersetzungen N.Crainics über die siebenbürgisch-rumänische Intelligenz und ein Aufsatz von mir, der in der Zeitschrift *Ideea Europeana* im Juli erschienen ist. Dieser Aufsatz behandelt vorwiegend die geistige Einstellung der Rumänen zu Minderheitenfragen und berührte auch die kulturelle Verschiedenheit des Altreichs und Siebenbürgens.

Die Auseinandersetzung über diese Frage ergriff auch ungarische Blätter. Die rumänische Einstellung dazu war sehr verschieden, meist nach der politischen Richtung der Zeitungen. Die nationalparteilichen Blätter schienen einer sachlichen Erwägung mehr zugänglich als die anderen, unter welchen manche das übliche Register der Verdächtigung zogen. (Siehe darüber: Rundschau des vorigen Heftes.) Die meisten Einwände gegen die geistige Eigenart Siebenbürgens berührten die kulturellen Unterschiede zwischen den hiesigen drei Nationen und suchten damit den Beweis zu liefern, daß es keine Gemeinsamkeit gebe, die alle Siebenbürger binde. Der Fehlschuß in dieser Gedankenkette war der, daß anstelle einer seelischen Gleichgerichtetheit, die sich in der moralischen, ideellen, kulturellen Haltung aller Siebenbürger findet als ein vorherrschender Einfluß altererbter und überlieferter Zugehörigkeit zum westeuropäischen Lebensrhythmus, eine Gleichheit in volkskundlichen Gegenständen und Gebräuchen gesucht wurde, die es natürlich nur stellenweise gibt. Es wurde verkannt, daß sich die gefühlte Eigenwertigkeit der Siebenbürger in einer bestimmten seelischen Struktur, die übrigens kinderleicht schon auf einer Fahrt quer durch Rumänien zu merken ist, ausdrückt und nicht in Volkstrachten oder Stickmustern. Solche Äußerlichkeiten nationaler Tradition - die übrige

gens bei den siebenbürger Rumänen in vielen Fällen sehr verschieden sind von den entsprechenden Formen des Altreichs - zu betonen, heißt ebensoviel wie die siebenbürgische Sonderartung zu leugnen, weil die Sachsen nicht Hora tanzen gleich allen Rumänen.

Solche Beweise bedeuten nur, daß die Fragestellung nicht erkannt wurde. Sie zeigen uns, daß eine junge und dazu stark politisch eingestellte Intelligenzschicht, wie es die rumänische ist, leicht dazu neigt, die sichtbaren Zusammenhänge zu überschätzen und sie als einziges Mittel seelischer Bindung zu erfassen, darüber aber die seelische Lage selbst zu übersehen. Anstatt den Inhalt zu betrachten, wird aus dem Sichtbaren gefolgert. Ein Beispiel möge hier richtunggebend wirken: Wir Sachsen in Siebenbürgen sind doch gewiß auffällig nationalgesinnte Deutsche, die oft über die politische Klugheit hinaus mit dem Gesamtschicksal des Volkes fühlen und dafür Partei ergreifen, wir haben überdies fast alles an Sitten und unserem Kulturgut aus deutschem Erbe und dennoch empfinden wir uns bei jeder Begegnung mit Deutschen anderer Orte als eigenartig, als von ihnen verschieden, als Siebenbürger, gewiß unbedingt als Deutsche, und als Deutsche unbedingt als Siebenbürger. - Da also liegt das Thema.

Heinrich Zillich



Leo Greuter ist am 21. August im Alter von 52 Jahren in Berlin gestorben. Er war kein Siebenbürger von Geburt, stammte aus Bräun, aber in den wenigen Gymnasialjahre, die er in Kronstadt verbrachte, senkte er so viele und starke Wurzeln in diesen Boden, daß er ihn zeit seines Lebens als Heimat liebte. Daher nährte sich auch seine Anteilnahme für jedes Ereignis, das uns berührte. Jede unserer geistigen Fragen war gleichsam auch an ihn gerichtet. Noch den jüngsten Bestrebungen, die in dieser Zeitschrift Ausdruck finden, war er freundschaftlich verbunden.

Seine Wirkung auf die geistige Entwicklung der siebenbürgischen Altersgenossen in Schule und Leben war groß. Die Knaben wußten schon damals, daß ihm Talent die geistige Führung unter ihnen übertrug. Als er dann im Kreise Wedekinds als einer der „Elf-Scharfrichter“ in München seinen erfolgreichen Eintritt in die Literatur vollzog, blieb die Verbindung mit Kronstadt lebendig durch seine Freundschaft mit den Herausgebern der „Karpthyen“.

Seine dramatischen Werke wie „Herzog Boccaneros Ende“, „Liebeskönig“ hatten keinen größeren Erfolg, dafür aber eine Übersetzung der „Ophistrata“, die unzähligmal aufgeführt wurde. In der Lenau-Forschung, zu der ihn Wahlverwandtschaft mit dem Dichter drängte, leistete er grundlegendes.

Seine Dicht ist gewiß nicht zu vergleichen mit dem gewaltigen Werk Georges, den Visionen Heyms oder Trakls, aber sie enthält einige Gedichte, die man den besten deutschen der letzten Jahrzehnte zuzählen darf. Nur eines sei hier angeführt:

Nacht, die aus den Sternen quillt,
schmiegt' dich fester um mein Leben!
Was genommen und gegeben,
ist vollendet und erfüllt.

Wie ein Brunnen ist mein Blick:
Alle Eimer, die sich hoben,
kehren überfüllt von oben
mit gekühltem Licht zurück.

Dieses gekühlte Licht, Weisheit des erfahrenen Mannes, Güte des verstehenden Herzens war es, was mich in den wenigen Gesprächen mit ihm vor einigen Jahren berührte und zur Dankbarkeit zwang. Dankbarkeit für ein weites Herz, für einen edlen schaffenden Geist, der, so wenig greifbar es heute sein mag, das Wertvolle auch unseres siebenbürgischen Lebens befruchtet hat. Ist diese Leistung im Einzelnen nun nicht mehr faßbar, so nur, weil sie Leben wurde, sich in Freunden und Gleichgestimmten auswirkte, sich dort vollendete und erfüllte. Und dies war vielleicht seine vornehmste Bestimmung, verstehender Betrachter, führender Erkennen zu sein, wie er Freund war vielen Dichtern und Geistern seiner Zeit. Heinrich Zille

Aquarellausstellung Heinrich Schunn in Kronstadt. Seit längerer Zeit hängen im Kunstsalon Klingor Aquarelle des begabten Heinrich Schunn, dessen Werke im Vorjahre ausführlich von Fritz Holzträger besprochen wurden (Klingor IV. S. 75-77). Die Bilder haben die Vorzüge einer frischen Unbekümmtheit, die sich allen farbigen Wundern in der Natur hingibt und die Formsprache der Dinge nur in zweiter Linie beachtet. Das führt, obgleich es der Aquarelltechnik zugute kommt, doch auch zu Schwächen, da oft etwas Zufälliges und Beiläufiges haben und nicht befriedigen. Eine gewisse Vorliebe für verwischte und verschwommene

Stimmungen in Nebel und Berglandschaften führen zu guten, dann aber auch zu einigen unerfreulichen gefühlsseligen Stimmungsbildern. Im übrigen vermerkt man als Gewinn daß Schunn selbst zu klarer und kompakterer Gestaltung drängt und daß zwischen dieser Ausstellung und der im Vorjahr eine starke Entwicklung unverkennbar ist

Heft 10/1928, Seite 394

Mitteilungen der Schriftleitung

Wir beabsichtigten in diesem Heft auf eine Auseinandersetzung einzugehen, die sich über die Frage des Eintrittes der Schriftsteller der Minderheiten in die rumänische Sektion des Pen-Klubs in mehreren Blättern schon seit einiger Zeit hinzieht. Zu dieser Frage äußerte sich vorerst Herr Nichifor Crainic durch ein Interview im Bukarester Tageblatt. Dr. Heinrich Zillich antwortete darauf in derselben Zeitung. Sein Standpunkt wurde von ungarischen Schriftstellern in der Zeitschrift Erdélyi Helikon geteilt. Es äußerte sich zur gleichen Frage noch Emanoil Bucuta im Curentul. Das Wesentliche in der Auseinandersetzung bestand darin, daß die Rumänen den Minderheiten vorschlugen, in den Klub einzutreten, diese dazu bereit waren, aber nach Minderheiten gesonderte Untersektionen innerhalb des rumänischen Klubs wünschten, was Herr Bucuta auch zusagte. Nun ist durch einen Aufsatz von Nichifor Crainic, der am 19. September im Curentul erschien, die Angelegenheit in erfreulicher Weise geklärt und ein außerordentlich sympathischer Vorschlag gemacht worden, der einer neuen erfolgreichen Diskussion die Wege weist. Weil dadurch die Angelegenheit gerade jetzt in eine rasche Entwicklung übergeht, halten wir es für das beste, darüber erst zu berichten, wenn sie Ergebnisse gezeitigt hat.

Rundschau

Bemerkungen zur Hermannstädter Ausstellung sächsischer Frauenarbeit. Bei Veranstaltungen sächsischer offizieller Verbände oder Ämter verbietet sich unsere Öffentlichkeit selbst jede andere Stellungnahme als die lobende. Ein Tadel erscheint gewissermaßen als Verrat. In dieser so willfährigen Atmosphäre laufen alljährlich eine Reihe von Vorführungen ab, die irgend einem Zweck Geld eintragen sollen, was ja mitunter lobenswert sein mag. Da wir nun in sehr kleinen Verhältnissen leben, ist jeder dieser Anlässe gleichzeitig ein nationales Ereignis, über dem die Fahne geschwenkt werden muß.

Es schädigt aber sicherlich die sittliche Kraft des Volkes, wenn die Leistungen einer Handvoll Personen, die durch den Besitz eines Amtes oder einer Vereinsstelle unverletzlich sind, jederzeit der Kritik enthoben werden. Wir schlittern auf diese Weise in den bei uns genugsam erlebten Zustand hinein, wo die Wahrheit mit dem blauroten Feigenblatt zugedeckt bleibt, bis sich das Volk in maßloser und schuldiger Form dagegen empört, wie zuletzt in der Unzufriedenenbewegung, die eine furchtbare oder fruchtbare Größe angenommen hätte, wäre ihre Führung besser gewesen. Nun liegt auch über dieser Bewegung das Feigenblatt.

Lüften wir eines seiner Eckchen, nicht an der peinlichsten Stelle; betrachten wir darunter bloß ein kleines Muttermal, das ja kein böses Zeichen ist, sondern nur ein Schönheitsfehler!

Gelegentlich der Ferienhochschulkurse fand in Hermannstadt eine Ausstellung sächsischer Frauenarbeit statt, die gewiß uneigennützig nach bestem Können durchgeführt wurde.

Die Ausstellung wollte, wie es ein Prospekt ausdrückt, besonders den fremdländischen Gästen des Ferienhochschulkurses "ein Bild dessen werden, was in unserer Gemeinschaft Mitte als ~~Frauenwerk~~ Frauenwerk besteht." Nun, das ist eine große Aufgabe. Statt ihre Erfüllung sah

man aber in einem Raum einige Mädchen in Volkstracht, die spannen, webten und stickten. Bauernmöbel standen dabei. Dann sah man ein Wohnzimmer und die Küche eines "Hermannstädter Bürgerhauses", wobei besonders das Wohnzimmer nichts Siebenbürgisches an sich hatte, Man war überdies versucht zu fragen, ob unsere Möbel von Frauen hergestellt werden.

Ein schmaler Gang war mit statistischen Aufzählungen der Frauenvereine bedeckt, in denen Erfolg und Leistung, was also wirklich interessiert hätte, nicht zum Ausweis gelangte. Ein anderer Raum enthielt Werke sächsischer Malerinnen und Photographinnen, dann lag Kunstgewerbe aus: Stickereien, Goldschmiedearbeiten, Spielzeug und ähnliches, sogar eine "Handbibliothek" mit Werken sächsischer Schriftstellerinnen und endlich eine Sammlung von Photos, die Frauen im Berufe wiedergaben. Da las man z.B. "Die Schwester" oder die "Sekretärin", "die Arbeiterin" und sah darüber ein weibliches Wesen bei der Krankenpflege, am Schreibtisch oder an der Maschine. Die Bilder erinnerten an die Photos von Generalen, deren strategischer Ernst sich im Kriege so gerne über der Landkarte ertappen ließ.

So, das war alles und es war sauber, ordentlich, mit der ganzen Zuverlässigkeit unserer Disziplin organisiert.

Die Ausstellung sollte die sächsischer Frauenarbeit zeigen, also ~~zix~~ eine soziale Schau bieten. Bei ein wenig Phantasie ist es nicht schwer, sich auszumalen, wie eine solche Schau hätte zusammengestellt sein müssen. Unsere Frauen sind vorwiegend Mütter und Bäuerinnen; der Hauptteil der Ausstellung hätte deren Leben zeigen müssen. Wie arbeitet die Bäuerin? Wie pflegt sie Haus Stall und Hof? Wie erzieht sie die Kinder? Wie verläuft ihr Arbeitstag? Was sind die einzelnen Gebiete ihrer Tätigkeit?

Dann hätte eine andere Abteilung der Beantwortung ähnlicher Fragen für die Stadtfrau gewidmet sein müssen. All dies wäre durch Bilder, Geräte, Kleider und Modelle leicht anschaulich zu machen gewesen.

Mit einer hartnäckigen und unfruchtbaren Treue zeigen wir bei Gelegenheiten, wo wir unser Wesen verdeutlichen wollen, nur einige Gebiete; unter diesen steht an erster Stelle die Volkskunst. Gewiß, hier liegen Leistungen vor, vorwiegend Leistungen unserer Vergangenheit, die durch solche Zurschaustellung aneifernd wirken können. Aber es mutet doch seltsam an, wenn Stickereien, Webereien und spärliche Goldschmiedearbeiten eines Volkes bedeutsamen Alltag ausfüllen sollen. Die hübsche Bauerstube, die man bei gleicher Gelegenheit aufbaut, gehört ins Brukenthalmuseum, sie ist tot. So lebt unser Bauer nicht mehr, ja selbst die Stickereien, die man gewiß noch oft im Leben sieht, bekommen einen musealen Beiduft, wenn man sie überall in den Vordergrund rückt.

All dieser eiserne Bestand unserer festlichen Äußerungen, zu dem noch andere Requisiten gehören, sind die Theatergarderobe der sächsischen offiziellen Welt. Das immer gleiche Stück, das die immer gleichen Reden eröffnen, wird mit einer Lust gespielt, die unserem Leben und der Wirklichkeit alles schuldig bleibt, nichts aber dem geschäftigenden Hin und Her der Veranstalter. Und weil immer die gleichen Platten auf das offizielle Grammophon gelegt werden, fällt es dem daran gewöhnten sächsischen Besucher nicht mehr auf, daß dies, was er da zu hören und sehen bekommt, mit ihm nichts zu tun hat, nein, er wird in eine höhere Sphäre versetzt, er spielt mit und für das reale Dasein genügt ihm die Photographie einer sächsischen Arbeiterin, die inmitten des gesellschaftlichen Ereignisses gnädig ein Plätzchen findet.

Fühlt man den Widerspruch, der da zwischen Sein und Schein klappt? Sieht man die tauben Nüsse, die hier unter Beifall geknackt werden? Merkt man in diesem belanglosen Beispiel die Öde, die Unfruchtbarkeit dieser Kulturarbeit, die sich im Organisieren einer falschen Folie, eines 5-Uhr-Tee-Rahmens, einer Kulisse erschöpft?

Und wird es einem nicht schwül bei dem Gedanken, daß wir uns selbst nur als volkskundliche Rarität darstellen können?

Heinrich Zillich

Volkswohlfahrt und Kunst. Der Obmann des Hermannstädter Kreisausschusses berief am 4. Dezember Vereinsvorstände und andere kulturelle Persönlichkeiten zu einer Versammlung, die Mittel suchen sollte, die Ueberhäufung von Veranstaltungen zum Wohle der Kirchensteuerlast zu beseitigen. Als solches Mittel wurde eine Entschließung angenommen, in der auch überlokal bemerkenswert die Forderung ist: es möge eine kulturelle Beratungsstelle aus Vertretern der gemeinnützigen Vereine und Körperschaften ins Leben gerufen werden. Diese Beratungsstelle solle Veranstaltungen, die sie für nützlich hält, in der Zeitung empfehlen. Gleichzeitig wurde das S. D. Tageblatt aufgefordert, „in seinen Vorankündigungen und Beurteilungen aller Art die obigen Ziele zu unterstützen und in Zweifelsfällen sich mit der vom Ortsausschuß einzusehenden kulturellen Beratungsstelle in Verbindung zu setzen.“

Daß die Vereine ihre künstlerisch oft wenig wertvollen Aufführungen in gütlichem Einvernehmen einschränken, ist zu begrüßen, doch daß sie Veranstaltungen von Berufskünstlern empfehlen wollen, ist etwas komisch, einmal weil ihnen die Künstler Konkurrenz machen und weiter weil es sich recht seltsam ausnimmt, wenn Dilettanten etwa einen Edwin Fischer empfehlen. Bedenklicher aber erscheint die Zumutung an die kritische Freiheit des Tageblattes, die da einen Antrag erhält, der ebenso empört zurückgewiesen werden mußte, wie es die Kronstädter Zeitung einem ähnlichen Ansuchen gegenüber vor mehreren Jahren getan hat. Offenlich ermannt sich das Tageblatt dazu. Wenn sich noch die Kunstkritik beeinflussen läßt, verbieten wir lieber gleich jede Kunst außer der der Adjuvanten.

Heinrich Zittich.

Regierung Maniu. Die liberale Regierung ist gestürzt und die Nationalgarantisten haben ihre Stelle eingenommen. Man wünscht nur, daß es nicht die Stelle sei, die jene so breit besetzt hielten, sondern ein neuer Standplatz im Geistigen und im Handeln. Da schreien denn auch die Blätter von diesem Wunsch befeelt, es sei ein Regime gestürzt und nicht bloß ein Kabinett. So gerne wir mitschrien, wir bleiben, geschult durch Erfahrungen von zehn Jahren, unempfindlich. Gewiß, die Nationalpartei ist durch einen offenen und geraden Kampf in derselben Spanne, wo wir erdulden lernten, was die Regierungen Regieren nannten, auf der moralischen Seite gestanden, hat jederzeit die bessere politische Ehre gewahrt, ist mit einem Wort die europäische Partei gewesen, Vorposten gewesen des westlichen Geistes. Wenn irgendwo in einem großen Verbande, so war hier ein Versprechen für die Zukunft. Das moralische Übergewicht ist ihr zuzumessen und die reinere Zielsetzung.

Nun ist der Sieg in ihrer Hand; nicht in der romantischen Weise fiel er ihr zu, wie es viele ihrer Glieder wünschten, wenn sie die Bauern zu Tausenden auf Bukarest marschieren lassen wollten und von einigen Bajonetten als ordentliche Staatsbürger abschwankten. Es ist keine Revolution geschehen. Es ist nichts weggesegelt worden. Alles ist noch da; die ganze Bruderschaft, die den Pahlkandal verurteilte, den Petroleumskandal hinzieht und noch tausend andere Dinge auf dem Akerholz hat, die in der Not der Bevölkerung abgebußt sind, alle Bratenrieder, alle sind da. Sie sind bloß etwas tiefer gelaucht, oben schwimmt jetzt das reine Öl.

Gehr
↓

Heft 12/1928
Seite 423

Man sollte deshalb jubeln. Aber das Herz streikt. Man sagt, nun sind ehrenwerte Männer an der Spitze, Leute, mit denen man an einem Tische nicht der Geschäfte willen, sondern ihretwegen sitzen kann, aber man erinnert sich, daß sie viele Chauvinisten unter sich haben. Man glaubt an ihren besten Willen — schon eine unendliche Anerkennung, die den anderen Parteien kein Esel mehr kostet — an den guten Willen, Recht zu schaffen, aber man steht sich dabei um und fragt: hier?

Nein, wie immer man das Blatt wendet, wie immer man sich innerlich prüft: man kann nicht mehr vorbehaltlos glauben. Wir wissen, es sind durch und durch ehrenhafte Männer — endlich — am Ruder; es ist die anständigste Auswahl von Politikern — und schon dies ist ein Vorstoß der Kultur; ist ein Anfang. Gewiß, gewiß. Wie aber ist die Schär der Willkür beschaffen, die Schär der Provinz-advokaten, die aufrücken?

Wir haben zehn Jahre nach dem Geist gerufen, den diese Minister verkörpern. Nun sind sie da. Wir fragen nicht nach unserer politischen Entscheidung. Wir sind verblüfft, daß in uns nichts anklingt, daß wir, von einem Alb aufatmend, noch immer nicht befreit sind. Wir glauben noch nicht. Wir glauben noch nicht, daß es nun auch recht werden kann im Lande. Wir sind abgebrüht, versengt von zehn Jahren. Verraten, wie Bären an der Nase herumgeführt, die man uns überdies aufband: wir glauben nicht, so sehr wir es wollten. Wir sind ohne Illusionen. Wir erkennen an, die Regierung hat die moralische Voraussetzung zur Führung — aber wir warten kalt und ruhig. — Zehn Jahre rumänische Politik bringen uns nicht mehr zum Singen. Erst wenn nach einem Jahre kein Stein aus den Unsinnsgefeßen Anghelescus mehr steht, werden wir etwas wie Frühlingsluft empfinden gleich den rumänischen Massen, die für unser Gefühl wohl ihren Sieg feiern können, noch nicht ihren Aufstieg.

Gerade weil dieses Kabinett eine Regierung ist, die ihrer Aufgabe ehrlich bewußt ist, gerade weil es hier um eine Idee geht, warten wir ab. Wenn sie versagt — und in Rumänien handelt es sich in erster Linie nicht um ein staatsmännisches, sondern um ein moralisches Bewahren, um die Anfänge — wenn sie versagt, so hat mehr als nur eine Partei Schiffbruch erlitten. Deshalb warten wir ab. Heinrich Zißli

Hermannstadt und die Malerei. In einer Notiz des Sieb.-D. Tageblattes über eine Gemäldeausstellung ist zu lesen: „Wie sehr diese Bilder von dem hiesigen Publikum geschätzt werden, geht aus dem Umstand hervor, daß in dem Verlaufe dieser Woche ein Bild verkauft worden ist....“

Ein Bild! In einer Woche!

Selbst für unsere kleinsten Städte wäre dies Ergebnis beschämend. Für Hermannstadt ist es unglaublich günstig. Ich erinnere mich, daß Hans Eder bei seinen verschiedenen Ausstellungen in dieser kulturell führenden Stadt ein Bild verkaufen konnte. Der Käufer war ein durchreisender Kronstädter. Heinrich Zißli

Ein neuer sieb.-sächsl. Maler. Ein siebenbürgisch-deutscher Maler Oscar Schmidt, der in diesem Jahre schon in Bukarest Erfolge hatte, stellte in New York im Herbst unter dem Schutze der rumänischen Gesandtschaft über 60 Gemälde aus, die nach großen amerikanischen Zeitungen zu schließen recht wertvoll sind. Aber den Maler werden wir ausführlich berichten, wenn wir seine Bilder kennen gelernt haben. Heinrich Zißli

Neue Bücher und Schriften

Otto Altscher, *Tier und Mensch. Geschichten.* Verlag Albert Langen, München 1928. — Vielerlei erfreut uns an dem Buche. Schon äußerlich, daß ein Landsmann, ein Banater Schwabe, diese freie Natur auf uns einströmen läßt; und weiter: daß es unsere Heimat ist, Berg, Wald, Tier und Mensch siebenbürgischer Karpathen. Es ist eine Sammlung von elf Geschichten um Mensch und Tier, worin das Tier eigenwertig und handelnd seinen begründeten Platz einnimmt. Diese Eigenwertigkeit tritt aus den unendlich fein und erfüllt gebauten Novellen erschütternd, verblüffend hervor, uns zu einem fast beunruhigenden Erlebnis. Denn es öffnet sich da ein Stück einer Welt, durch die wir wohl oft genug schreiten, aber blinden Auges; wir tragen uns als Mittelpunkt darin herum, wir versuchen nicht, uns in das Wesen des Tiers einzuleben. Wir können das schweigende Zwiegespräch mit Natur und Tier nicht führen, das uns diese enthüllt. Wir suchen wesenhafte Tatsachen durch Feststellung der äußeren Merkmale zu fassen und vergessen, daß jede Tierfabel, jede Sage, die aus der lebendigen Beziehung zwischen Tier und Mensch stammt, weitaus mehr über das Innere des Tieres enthüllt. Dieser Dichter aber kommt daher, wo sich das Geheimnis dem Geheimnisgläubigen enthüllt, aus dem Erleben und der Ehrfurcht. Es ist durchaus nebensächlich, welche Handlung er da erzählt. Wer immer vermag den einfachen Stoff zur Wiedergabe zu bringen. Aber nicht wem immer werden sich die Geschichten von Bär, Eber, Adler und Jägern durch jedes Wort zum Leben selbst verwandeln. Hier hebt das Geheimnis der Dichtung aus dem einfachen Stoffe das Geheimnis der Natur.

Wir haben Otto Altscher, der heute in einem Banater Städtchen lebt, sehr viel zu verdanken. Er ist der reifste deutsche Dichter im Lande. Lesen wir ihn, nicht feinetwillen, lesen wir ihn zu unserem Nutzen. Hier ist eine Kraft am Werke, die sich aus Tiefen und Hintergründen nährt und uns diese wieder bekannt werden läßt. Damit erfüllt er den großen Dienst der Kunst: der Befinnung, der Einheimatung ins Ewige.

Hans Friedrich Blunck, *Gewalt über das Feuer.* Eine Sage von Gott und Mensch. Eugen Diederichs Verlag in Jena 1928. — Wie gerne verweise ich auch auf dieses wichtige Werk! Ich las es nach mehreren russischen und amerikanischen Romanen, die in nicht zufälliger Artgemeinschaft die Tatsachen des Lebens abbildern, aufnotieren und sie mit halb sachlichen, halb tendenzhaften Strichen deuten, aber niemals zu dem Hintergrund vordringen, wo Traum und Bedeutung, Sinn und Gottheit allmählich, ihnen aber nicht sichtbar wirken. Welcher Weg von diesen talentierten Kommentatoren des Alltags bis zu Blunck, dem Dichter.

Der Roman ist der erste Band einer Trilogie der Frühgeschichte, spielt zu Ende der Eiszeit und führt in das gnadenhafte Dunkel, worin der Mensch sich des Feuers bemächtigt, die Darmfelle drehen lernte zum Alangdraht und zur Bogenlehne, wo er die Hütte zu bauen und die Gerstenkörner zu lesen begann, wo er traumhaft, von Gottes Segen geführt, den Hund sich anlockte und den Schlitten schuf.

Welche Platitude wäre ein Buch aus dieser Zeit, hätte es einer jener Russen oder Amerikaner geschrieben! welche öde Nußanwendung der Darwinischen Theorie wäre da gegeben worden, zeitbefangen, vergänglich. Blunck dichtet. Blunck erzählt eine Sage vom Jäger Börr, den Gott erwählte. Blunck weiß.